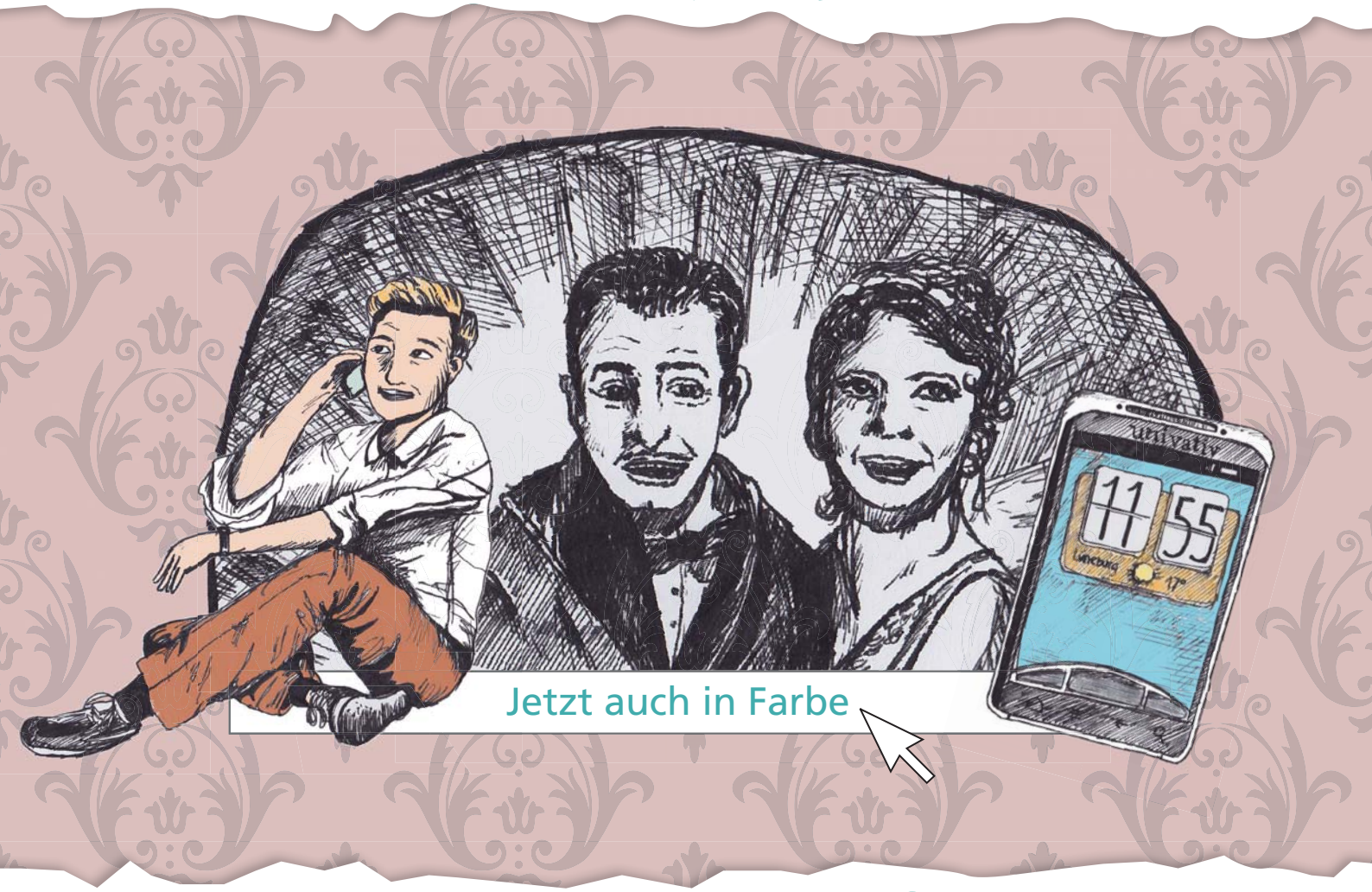
univativ

Das Lüneburger Hochschulmagazin



Alles bunt

Wie Farben unseren Alltag füllen

Rüdiger Nehberg

Eine Geschichte über Abenteuer & Menschenrechte

Worte schmecken

Das Phänomen der Synästhesie

Asylanten in Deutschland

Kein Mensch ist illegal (?)

Inhalt | Nr. 73

3 Editorial
4 Umfrage Was siehst du schwarz-weiß?

Titel

5 How I love my world of many colors Ein kleiner Tribut an die Ambivalenz
8 Alles so schön bunt! Filme zwischen Licht und Schatten und wie sie farbig wurden
10 All Cops are Bastards Street Art gibt es in vielen Farben und Formen
12 Ein bunter Strauß an Lebensmittelfarben Was soll das "E" in meinem Pudding?
13 Die Macht der Smartphones Der Einfluss medialer Realitäten auf unsere Gegenwart
15 Farbenhören und Worteschmecken

Lüneburg & Umgebung

17 Neuer Farbklecks in Lüneburg Die Lüneburger Bonbonmanufaktur

Studierende Aktiv

18 Univativ Young potentials´agency
19 Die Nadel Vom Schreiben und gelesen werden

Globetrotter

20 Die abenteuerlichen Reisen des Sir Vival Rüdiger Nehberg´s Aufbruch in eine bessere Welt
23 AfrikaBurn Die Wüste lebt!

Zeitgeist

26 In der Grauzone Das Gefühl, die eigenen Worte in einem fremden Text zu finden
27 Kein Mensch ist illegal Asylanten in Deutschland

Kreativ

29 Zurück auf Los Eine Kurzgeschichte
31 Gedichte

Service

34 Univativ testet: Spotted Leuphana
35 Rezensionen

Editorial

In dieser Ausgabe bekennen wir endlich Farbe – im wahrsten Sinne des Wortes! Was wäre eine Welt auch ohne Farbe? Traurig und unverständlich oder fröhlich und weniger verwirrend? Darüber lässt sich streiten. Fest steht, dass Rot, Gelb, Grün und Co. uns und unsere Umwelt maßgeblich beeinflussen. Genau mit diesem Thema hat sich Nicolai Wommer etwa ausführlich beschäftigt. Farben kann man aber nicht nur sehen, sondern auch hören und schmecken. Was es damit auf sich hat, weiß unsere Redakteurin Eva Königshofen. Und Bente Selpien hat sich mal gefragt, was es denn mit den Lebensmittelfarben in ihrem Pudding auf sich hat. Zu bunt wird es dagegen Annika Glunz, wenn es um die übertriebene Nutzung von Smartphones geht.
In unserer Welt geht es aber nicht nur bunt zu, manche Dinge liegen eher in der Grauzone und manche Sachverhalte betrachten wir einfach nur schwarz-weiß. Nicht nur im übertragenen Sinne: Der Film wusste die farbenprächtige Welt lange nicht nachzuahmen. In dieser Ausgabe lest ihr, wie die bewegten Bilder farbig wurden und welche Rolle Schwarz-Weiß-Filme heute überhaupt noch spielen. Doch nun haben wir euch wahrlich genug vorweg verraten. Also lehnt euch zurück und genießt eine besonders bunte Auswahl an Artikeln.

Viel Spaß beim Lesen wünschen euch eure Redaktionsleiterinnen!

Impressum

Herausgeber:
Univativ - das Lüneburger Hochschulmagain e.V.

Anschrift der Redaktion:
c/o DSI Dachverband der Studierendeninitiativen
Scharnhorststraße 1, 21335 Lüneburg

E-Mail: univativ@leuphana.de
Website: www.leuphana.de/univativ

Redaktionsleitung:
Julia Ines Forgacs, Linda Lucille Schulzki, Frederike Rausch

Geschäftsführung und Anzeigen:
Linda Lucille Schulzki

Layout:
Malin Wendt, Lena Voß

Illustration:
Thea Hartig

Öffentlichkeitsarbeit:
Jennifer Wilke

Website:
Hannes Harnack

Druck:
dieUmweltDruckerei GmbH, Hannover

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
Lilian Aly, Pierre August, Julia Ines Forgacs,
Hannah Fuhrmann, Annika Glunz, Thea Hartig, Charlotte Huch,
Eva Lisa Königshofen, Malindi Krannich, Daria Radler, Frederike
Rausch, Lisa Reichert, Linda Lucille Schulzki, Bente Selpien,
Lena Voß, Stefan Warnecke, Malin Wendt, Nicolai Wommer,
Yelena Zimdahl

Schlussredaktion:
Linda Lucille Schulzki, Hannah Fuhrmann

Redaktionssitzung:
Termine unter univativ@leuphana.de

Erscheinungsweise:
Vier Mal jährlich
Die Univativ Nr. 74 erscheint im Juni 2013

Und was ist mit der Sprache?
Aus Gründen der einfachen Lesbarkeit wird in der Univativ auf eine geschlechterspezifische Differenzierung verzichtet. Entsprechende Begriffe gelten allerdings im Sinne der Gleichberechtigung für alle Geschlechter.

Was siehst du schwarz-weiß?

Text: **Nicolai Wommer** Bilder: **Bente Selpien**

Marie, Kulturwissenschaften:
»Alte Schwarz-Weiß-Fotos«

Hannes, Umweltwissenschaften:
»Werner Enke Filme«

Marion, Kulturwissenschaften:
»Meine Bachelorarbeit«

Felix, Lehramt:
»Das Lehramtsstudienprogramm für Realschulmaster und der Mensapreis«

Anne, Kulturwissenschaften:
»Rechtsradikalismus – da kann man keinen Mittelweg fahren«

How I love my World of many Colors

Ein kleiner Tribut an die Ambivalenz

Text: **Nicolai Wommer** Bild: **twinlili / you did, pixelio.de**

Die Augen zu, der Vorhang offen, ich sah betroffen, was ich längst gespürt." Die Bühne ist hell erleuchtet. In der Mitte steht singend ein junger Mann. Er ist in einen knielangen Mantel gehüllt, der in allen möglichen Farben leuchtet, in die Menge hineinstrahlt und das Publikum blendet. Die Menschen sind begeistert. Die Musik steigt an. Der Gesang folgt und der Chor stimmt ein. Das Finale kommt zu seinem Höhepunkt. Das Ensemble des Theaters unter den Kuppeln in Stetten besingt die Farbenpracht des Mantels, darunter einige die in so manchem Gedächtnis verloren gegangen sind. Creme, Karmesin, Malve... Das Musical „Joseph and the Amazing Technicolor Dreamcoat" neigt sich dem Ende. Die Gruppe sonnt sich im Licht der Scheinwerfer. Applaus donnert los und zollt den Darstellern ihren Tribut. Verbeugung. Abgang. Show vorbei. Licht aus. Farben weg.

Die grauen und tristen Tage neigen sich ihrem Ende zu. Der Winter endet an der Schwelle zum Frühling und offenbart ein Farbenmeer der Natur. Die Menschen blicken in den Himmel und sehnen sich nach der hellen Sonne. Warme Strahlen erhitzen die Erde und neues Leben entsteht. Mit jeder neuen Farbe, die sich zeigt, werden neue Gefühle geweckt. Der Mensch ist doch ein Farbentier. Auch in der Bibel sind Farben ein wichtiges Element. Gott schenkt Noah und dem Menschen nach der großen Flut einen Regenbogen als Versprechen dafür, die Erde ab sofort zu verschonen. Ein natürliches Großereignis und ein physikalisches Phänomen, bei dem die Wellen der Sonnenstrahlung durch die einzelnen fluiden Prismen eines wasserbasierten Niederschlags gebrochen werden und sich in neuer Struktur zur Erde bewegen: schnell und handlich als Wunder verpackt. Farben sind ein elementarer Bestandteil des Lebens. Alle Tiere müssen sich tarnen und in der Wildnis vor ihren Feinden schützen oder sich an diese heranschleichen. Dank der Natur entstehen solch fantastische Farbspiele, wie die des Wolfes. Dieser kann sich mit seinen Braun- und Grautönen im Fell und seinen fast weißen Pfoten hervorragend in der nordasiatischen Tundra tarnen. Oder die berühmten Tigerstreifen, die in den Graslanden einen unvergleichbaren Tarnanzug darstellen. Weitaus besser als jene der militärischen Streitkräfte humanoider Lebensformen.

Auch für die Flora sind die Farben lebenswichtig. Nur eine grelle Farbe lockt die Insekten an. In einer Masse von Pflanzen, Gräsern, Blumen und Sträuchern muss die Blüte leuchten und strahlen. Je greller desto besser. So können die kleinen Samentransmitter des Gesamtkomplexes der Natur die Blüten erreichen, sich an deren Nektar laben und im Wei-

Die natürlichste Form der Farben

terfliegen das nötige Erbmaterial des zarten Pflänzchens mitnehmen und es in die nächste Blüte tragen. Wie die Tiere und Pflanzen, so ist auch der Mensch auf die Farben angewiesen. Und obwohl die meisten der Urinstinkte des Menschen verloren gingen, so sind doch die wichtigsten Farbschemata tief in dessen Unterbewusstsein verwurzelt. Sie haben ursprünglich das Überleben garantiert und sei es nur um frische und essbare von verdorbener Nahrung zu unterscheiden. Mittlerweile dienen die meisten der Zweckmäßigkeit des modernen Alltags. Die Farbe Rot ist daher auch die ultimative Warnfarbe. Das Hämoglobin bildet in Verbindung mit Sauerstoff die rote Farbe des Blutes und hebt sich unmittelbar von der rosa Hautfarbe ab. Verletzungen werden sofort erkannt und können versorgt werden. So steht die

Der Mensch ist doch ein Farbentier.

Farbe nicht nur für das Risiko des Überlebens in einer gefährlichen Welt, sondern auch für das Leben und die Existenz des Wesens selbst. Mit diesem Wissen sind die wichtigen oder gefährlichen Dinge im Alltag rot gefärbt: Ampeln, Stoppschilder, Stifte zur Korrektur, Rettungswagen, Absperrbänder und Erdbeereis. Letzteres spricht dafür, dass Farben mittlerweile auch nach ihrer Wirkung auf den Menschen und dessen sanftes Gemüt verwendet werden.

Bleibt man beim Rot, so ist diese eine Warnfarbe, die in das Auge des Betrachters springen soll. Das hat die Industrie schon erkannt und färbt Produkte nach den Regeln der psychologischen Farbenlehre. Daher ist es möglich, zu jeder Tages- und Nachtzeit in Fachgeschäften, Discountern und Internetportalen geeignete Kleidung für die derzeitige Stimmung zu erwerben. Ob blaue Blusen für ein frühlingshaftes Erwachen, helle Hosen für den Badeausflug im Sommer, gelbe Gummistiefel zum Drachen steigen lassen im Herbst oder den schwarzen Smoking für den Weihnachtsball. Zu jedem Anlass, zu jeder Gelegenheit und jeder Stimmung eine andere Farbe. Anderenfalls wäre das Logo einer berühmten Smartphonemarke sicherlich nicht in sterilem Weiß gehalten. Dieses steht übrigens für Reinheit. Und Weisheit.

Doch so farbenfroh war es ja nicht immer in der Geschichte des Menschen. Das Färben von Kleidungsstücken in der Vielfalt von heute ist eine Kunst, die man der Chemie verdankt. Aber die groben Wollhemden der Antike und des Mittelalters, gesponnen aus Tierhaaren und gewebt mit dicken Fäden, sind nur mit natürlicher Farbe zu gestalten. Saft aus Beeren, Gras, Schlamm und Blumen waren die Färbemittel des einfachen Bauern. Eine teure und zeitaufwendige Prozedur. Daher konnten sich ohnehin nur der Adel oder reiche Bürger gefärbte Kleider leisten. So war der Alltag eher in grau gehalten. Und dann kam die Renaissance, kippte frech die Mode um und revolutionierte nebenher noch Kunst, Architektur und Literatur. Die Farbenlehre an sich ist schon eine fragwürdige Angelegenheit. So mancher Philosoph, Künstler und Physiker hat sich mit der Anzahl und Anordnung aller möglichen Farben beschäftigt. Dabei setzen sich sämtliche Farben aus den drei Grundfarben Rot, Blau und Gelb zusammen. Aus deren verschiedenen Zusammensetzungen und Anspielungen, gemischt mit stärkeren und schwächeren Tönen entstehen alle Farben. Oder etwa doch nicht? In den Spektralfarben wird Gelb durch Grün ersetzt, bei Goethe stehen Blau und Gelb für hell und dunkel und manchmal sind Schwarz und Weiß Farben, mal Zustände. Da gelangt man als farbenfroher Mensch schnell ins Schleudern. Dazu kommt ein ständiger Wechsel der aktuellen Modefarbe: 2010 war die Modefarbe „Greige“, dieses Jahr wird es „Emerald“.

Vilém Flusser hätte daran seine liebe Not. Der Medienphilosoph sah in der Farbexplosion unserer Zeit eine Flucht in Technicolor. Programmiert nach und mit den Farben sehen die Menschen in den Medien mittlerweile weniger die Botschaft als die Farbe als Subtext an und akzeptieren diese als die eigentliche Bedeutung. In einer Welt, die in Schwarz und Weiß gehalten ist, zählen das geschriebene und dargestellte Wort und die Tat mehr als in einer farbigen. Sie lenken von der eigentlichen Aussage ab und verschleiern deren Sinn. Der Zweck wird entfremdet. Die Farbe des Briefes manipuliert

Hauptsache bunt.

den Lesenden mehr als die Nachricht darin und das Medium selbst verschwindet hinter der Farbe. Streben wir demnach lieber eine binäre Welt an, in der Medien und Informationen nur in Schwarz-Weiß gehalten sind, um den Sinn nicht zu verwischen? Seit der Erfindung des Farbfilms und im Folgenden des Farbfernsehens ein undenkbarer Rückschritt. Ein Film in Schwarz-weiß verfehlt in der Welt von Technicolor meistens seine Wirkung und funktioniert höchstens als Tribut an die vergangene Kino-Ära. Selbst im Alltag kann man auf der Suche nach Informationen den Farben kaum entfliehen: Suchen im Internet gestaltet sich als Pop-Up-Abwehr Szenario,

Texte und Artikel sind online nur mit einer Vielzahl von Werbebannern am Rande zu finden. Selbst handelsübliche und papiergebundene Bücher sind seit Jahren außen und innen in Farbe getaucht. Sei es um ansprechender oder einfach um verständlicher zu wirken. Zum Beispiel Michael Endes „Die unendliche Geschichte“: Dort sind die Erzählstränge in verschiedenen Farben gehalten. So merkt man sofort, ob man gerade Bastian Balthasar Bux oder dem jungen Atreyu aus Phantásien über die Schulter blickt.

Selbst große Verlagshäuser und renommierte Zeitschriften kommen nicht mehr ohne Farben aus. Sie werden groß und bunt eingefärbt, möglichst in der Farbe der corporate identity. Außerdem werden sie mit einem farbigen Bild, dem Eyecatcher, ausgestattet, um möglichst aus der Masse an Magazinen hervorzustechen. Wer dies bezweifelt, möge die Zeitschrift zum Beweis kurz schließen und das Titelblatt betrachten.

Farbenvielfalt steht für Offenheit und Zugang zu anderen Kulturen, Menschen und Interessen. Die Flagge für diese Bewegung ist in den Farben des Regenbogens gehalten. Mancher schreibt groß in weißen Lettern das Wort “PACE”, Frieden, darauf. Sie wird eingesetzt bei Kundgebungen und Paraden, bei Veranstaltungen und Demonstrationen für ein gemeinsames und vor allem friedliches Leben miteinander. Unabhängig von Alter, Herkunft, Hautfarbe und Sexualität. Ein Leben ohne Vorurteil und Intoleranz. Deswegen gibt es auch von zahlreichen Herstellern Kondompackungen mit reichhaltigem Farbsortiment. Für freie und vielfältige Liebe. Hauptsache bunt.

Symbol für Offenheit und Freiheit

Vielleicht sind die Farben deswegen auch so wichtig für unsere Gesellschaft. Sie bilden nicht nur eine vielseitige und individuelle Gemeinschaft. Sie helfen dabei, sich hinter den Kleidern und Farben zu verstecken. Das minimiert die Kommunikation mit den Mitmenschen ungemein. Sämtliche Botschaften werden von den gefärbten Klamotten vermittelt. Es ist die Vielfalt der Masse und das Bedürfnis hervorzustechen. Und trotz aller Pracht suggerieren die Farben doch die Gesinnung der Anderen, die Ideale oder im banalsten Falle die aktuelle Stimmung. Damit verschleiern die Farben den Charakter. So bleibt es das leidige Sein eines Jeden, sich morgens mit den ausgefallensten Kleidungsstücken und Kombinationen in sämtlichen Farben vor dem Spiegel zu betrachten und sich auf praxis-philosophischer Ebene zu fragen, ob man je das richtige und passende Outfit finden kann. Im Zweifel eben doch ein fantastisch buntes Kleid. Vilém Flusser hat möglicherweise doch Recht.

Treibt man Flussers Annahme auf die Spitze entstehen bizarre Bilder: beispielsweise ein rosafarbener Brief mit Herzchen, der vom Schlussmachen handelt. Oder eine schwarzweiß gehaltene Einladung zum Geburtstag. Schluss damit! Die Welt ab jetzt wieder in schwarzweiß-grau! Weiße Wände, weißes Hemd, schwarzer Anzug, schwarze Taxen, graue Maus und grauer Computer. Mit letzterem gelingt auch jede Hausarbeit besser, die Farben lenken so schnell von der Arbeit ab. Ständig diese leuchtenden Hinweise auf dem Desktop, die blinkenden Lichter der externen Festplatte und der sirrende Oszillograph des Musikplayers. Ein simpler Bildschirm, der nicht mehr anzeigen kann als den geschriebenen Text, wäre die optimale Lösung für alle Studenten in der Prüfungszeit. Die Ablenkung auf ein Minimum reduziert. Obwohl, Hand aufs Herz. Der rote Laptop mit polierter Aluminiumoberfläche und der orangefarbenen Maus daneben sieht einfach schöner aus, als ein alter Rechner in schmutzigem Grau.

Alles so schön bunt!

Filme zwischen Licht und Schatten und wie sie farbig wurden

Text: **Frederike Rausch** Bild: **© Filmladen Filmverleih**

Kaum einer wagt zu atmen. Zögerlich werden die Hände in den Popcorntüten versenkt. Es ist verdächtig leise im Saal, dabei hat der Film schon begonnen. Ein Film, der aufgrund seiner Ton- und Farblosigkeit im Jahr 2011 für Aufsehen gesorgt hat und im darauf folgenden Jahr zahlreiche Oscars abstauben konnte. Dabei er die farbenprächtigen Wunderwerke der Hollywood-Maschinerie weit hinter sich ließ. „The Artist“ war wirklich ein außergewöhnlicher Film. Der Beweis, dass der gewöhnliche Kinobesucher durchaus offen für das neue Alte, oder das alte Neue ist. Die Schwarz-Weiß-Bilder vermögen Geschichten zu erzählen, an welche die bunten und schrillen Bilder nicht heranreichen.

Aber wie dem auch sei: Schwarz-Weiß-Filme sind heute eher eine Randerscheinung. Denn die große Masse des Publikums erlebt die bewegten Bilder lieber in Farbe. Der Film muss so real wie möglich sein, ja, sich auf uns zu bewegen, zum Anfassen sein – wie der Durchbruch des 3D-Films zeigt. Aber Letzteres ist natürlich wieder ein Thema für sich. Wir stellen uns eher der Farbe, wie es zum Durchbruch der bunten Bilder kam und welche Bedeutung die farblosen Filme heute noch haben.Vor dem farbigen Kinovergnügen stand zunächst mühsame Handarbeit. Denn die Filmstreifen wurden von Frauenhand einzeln eingefärbt und bemalt. Klingt komisch, war aber so.

Vor dem farbigen Kinovergnügen stand zunächst mühsame Handarbeit.

Doch eines nach dem anderen: Um die schwarzweiße Bilderwelt in eine farbenfrohe zu verwandeln musste man – wie bei den Anfängen der Fotografie – zu Pinsel und Farbtopf greifen und selber Hand anlegen. Eine Arbeit, die viel Geschick und Mühe erforderte. Immerhin mussten pro Sekunde zwischen 16 und 24 Bilder bemalt werden. Schon kurz vor dem 20. Jahrhundert gab es Kolorierungsateliers mit bis zu 50 Angestellten. Ein ziemlich bekanntes war um 1897 das Atelier von Mademoiselle Thilier, das vorwiegend für den großen Filmemacher Georges Méliés arbeitete. Eine geübte Arbeiterin konnte am Tag jedoch nicht mehr als 8 - 9 Meter Film mit dem Pinsel bearbeiten. Daher wurden später Malschablonen aus herausgeschnittenen Positiven benutzt. Diese wurden mit dem einzufärbenden Film in Kontakt gebracht und die Farben mit einem Wattebausch aufgetragen. Eine zeitintensive Arbeit: die Frauen schafften nicht mehr als fünf Meter am Tag. Um die Handarbeit zu erleichtern, führte Pathé Frères um 1905 ein Schablonenverfahren ein, in dem jeder Film der Reihe nach, und Farbe für Farbe die Schabloniermaschine durchlief. Diese Technik kam noch bis in die späten 1930er Jahre zum Einsatz. Allerdings nur in Kurzfilmen oder um Szenen (etwa eine Traumsequenz) in Schwarz-Weiß-Filmen hervorzuheben.

Neben der Hand- bzw. Schablonenkolorierung gab es auch das so genannte Virage-Verfahren. Der Film wurde dabei auf einen hölzernen Rahmen gewickelt und in die Farbe getaucht. Er wurde also monoton eingefärbt. Diese Einfärbetechnik war vor allem in den 20er Jahren sehr verbreitet. So wurden Tagszenen häufig komplett gelb gefärbt und Nachtszenen in ein Blau getaucht. Außerdem gab es noch das „Toning“, bei dem die Einfärbung der weißen Teile des Films mit der Einfärbung der schwarzen Teile kombiniert werden konnte. Das ergab eine völlig andere Bildästhetik. Nach aktuellem Stand wird geschätzt, dass 80 Prozent der damaligen Stummfilme eingefärbt wurden.

Neben diesen Techniken gab es noch zahlreiche weitere Möglichkeiten, um der Schwarz-Weiß-Welt Farbe einzuhauchen. So wurden in die Filmprojektoren etwa farbige Filter eingesetzt. Ein Beispiel dafür

ist der Film „A Visit to the Seaside“, der von vielerlei Experten als die Mutter aller Farbfilme gehandelt wird. Aufgeführt wurde das farbige Wunderwerk erstmals 1909 in London. Das Filterverfahren, das für die bunten Bilder sorgte, nennt sich Kinemacolor und wurde von dem britischen Fotograf George Albert Smith entwickelt. Die Bilder wurden dabei abwechselnd durch Grün- und Rotfilter aufgenommen und danach mit Rot- und Grünfiltern projiziert. Jenes Zweifarbenverfahren entwickelte Léon Gaumont 1912 in ein Dreifarbverfahren weiter. Chronochrome brachte nun drei Farben in den Film. Allerdings konnte sich dieses Verfahren nicht durchsetzen.

Die frühen kolorierten Filme nutzten die Farbe vor allem, um einen sinnlichen Effekt oder einen emotionalen Zustand beim Zuschauer hervorzurufen. Ab Mitte der 1920er Jahre sank die Zahl der kolorierten Filme allerdings wieder. Die finanzielle Belastung war für viele Filmstudios zu hoch und außerdem wurde neues Filmmaterial eingeführt, mit dem auch Nachtaufnahmen möglich wurden. Damit wurde die blaue Virage überflüssig. Außerdem kam der Tonfilm auf und da war die Einfärbung beim Toning oder Virage-Verfahren eher ein Störfaktor. (Um abwechselnde Farben im Film zu erzeugen, musste das Material nämlich zerschnitten und wieder zusammengeklebt werden, was den stetigen Tonfluss unterbrach.)

Zwischen 1930 und 1935 waren daher ziemlich viele Spielfilme farblos, bis schließlich das Technicolor-Verfahren seinen Durchbruch feierte. Diese Einfärbetechnik war schon zwischen 1917 und 1922 entwickelt worden. Anfangs nur zweifarbig (rotorange und blaugrün) wurde die Methode in Aufnahme, Wiedergabe und Kopierfähigkeit in den 1930ern so weit verbessert, dass der Siegeszug des Farbfilms unaufhaltsam voranschritt. Damit veränderten sich die Anforderungen an den Film. Den Machern entstanden neue Möglichkeiten, den Film zu gestalten, Botschaften zu vermitteln und Stimmungen zu erzeugen. Der kolorierte Film ahmte die Wirklichkeit nach. Andererseits war der Einsatz von Farbe auch eine Möglichkeit, um das Medium Film attraktiver zu machen. Schließlich war der Film, vor der Einführung fester Spielstätten, eine Jahrmarktsattraktion, die mit anderen Vergnügungsmöglichkeiten ständig im Konkurrenzkampf war. Das Angebot einer farbenfrohen Filmwelt war da ein gutes Verkaufsargument.

Auch wenn Schwarz-Weiß-Filme heute selten geworden sind, haben sie nach wie vor ihre Berechtigung. Sie verzichten auf die Nachahmung der Realität und erschaffen ihre eigene Welt aus Licht und Schatten. Gerade das macht noch heute ihre Faszination aus. Sie lassen den Zuschauer tatsächlich in eine eigene Welt eintauchen, ihn den vielen Reizen des Alltags entfliehen. Denn überall strahlen einem die Farben entgegen, blinkt und leuchtet es, ohne dass das Auge Ruhe findet. Kein Wunder also, dass das Publikum immer mal wieder von einer Nostalgiewelle ergriffen wird, in der es nur noch im Schwarz-Weiß versinken will. Berühmte farblose Filme, die noch heute von der Bildkunst ihrer Macher künden, gibt es reichlich. Aus der Stummfilm-Periode dürfte vor allem „Das Cabinet des Dr. Caligari“ aus dem Jahr 1920 von Robert Wiene bekannt sein oder Fritz Lang's herausragendes „Metropolis“ von 1927. Übrigens: Auch nach der Durchsetzung des Farbfilms haben Regisseure wie Alfred Hitchcock einige Filme bewusst in schwarz-weiß gedreht, um die Zuschauer auf eine Reise in die damalige Zeit zu schicken. Oder um eine bestimmte Stimmung zu erzeugen. Der 1960 gedrehte „Psycho“ hätte in Farbe eine längst nicht so emotionale Wirkung.

„The Artist“, eine Homage an das gute alte Hollywood

All Cops Are Bastards

Street Art gibt es in vielen Farben und Formen

Text: **Linda Lucille Schulzki** Bild: **Bente Selpien**

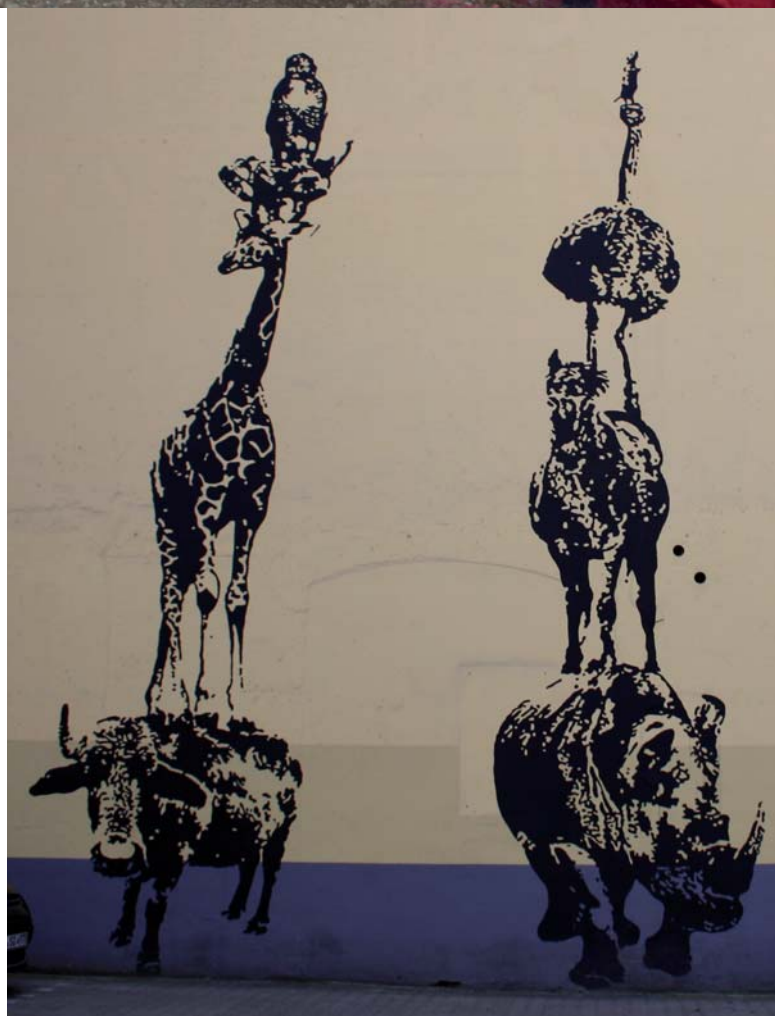
Ein hockendes, riesiges, abgemagertes Kind schaut eindringlich mit seinen großen, runden Augen hinunter. In seiner Hand ein Stift, welcher die Worte: „Art doesn't help people, people help people“ nach sich zieht. Auf seinem Kopf eine Mütze mit scheinbar drittem Auge. Dieses Bild dürfte jedem Lüneburger bekannt sein, denn es bekleidet eine Hauswand der Wandfärberstraße mitten in der Stadt. Das ist Kunst – nicht zu verwechseln mit dem Vorurteil, es sei Sprayer-Schmiererei. Aber wo hört lästige Schmiererei auf und wo fängt Kunst an? Die Antwort darauf ist, Street Art umfasst mehr, als man denkt. Unter Street Art verstehen die meisten Graffiti. Doch Graffiti ist nur eine Form unter vielen Street Arts, denn daneben gibt es noch Reverse Graffiti, Adbusters, Paste Up, Stencil, Guerrilla Knitting, Stickerkunst und und und. Die Hauswand ist schon lange nicht mehr die einzige Leinwand der Street Art Künstler.

Stencil kommt dem Graffiti schon sehr nahe, denn auch hier werden Sprühdosen verwendet. Allerdings sprühen („bomben“) sie nicht geschwungene Schriftzüge, sondern benutzen Schablonen, welche an die Wand gehalten und übergesprüht werden, um so ein Bild zu erhalten. Guerilla Knitting meint Strickerei um Gegenstände wie Laternenpfähle herum und gehört zu den kreativsten Aktionen von Frauenbewegungen aus den USA. Dementsprechend sind die Motive oft diverse Fruchtbarkeits- oder Feminismussymbole. Stickerkunst ist die – vorzugsweise auf Verkehrsschildern – künstlerische Verkleidung mit Stickern. Obwohl gerade diese Kunst gefährlich für den Straßenverkehr sein kann, wird wie milder bestraft als Graffiti. Stickern gilt höchstens als Ordnungswidrigkeit, da die Sticker nur vorübergehend haften. Adbusters sind die Kreativen unter den Werbekritikern. Anstatt sich auf das Jammern über unsere Komsumgesellschaft zu beschränken, wehren sie sich aktiv – indem sie Werbung einfach verfälschen und ins Lächerliche ziehen. Wer schon mal ein überklebtes Werbeplakat gesehen hat, weiß wovon die Rede ist.

Nicht alle Street-Art-Künstler bewegen sich auf illegalem Boden: Paste-Ups und Reverse Graffiti sind nur zwei Beispiele dafür. Paste-Ups sind legal unterwegs: Sie malen nicht Bilder, sie kleben Plakate auf Wände, was bisher niemand verboten hat. Im Gegensatz zu anderen Street Arts sind ihre Werke auch wieder vollständig entfernbar. (Wer es nicht schön findet, muss es daher auch nicht bis in alle Ewigkeit angucken.) Reverse Graffiti meint – wie schon der Name sagt – das Gegenteil der traditionellen Graffitikunst. An stelle von Sprühdose ist das Instrument der Reverse Graffitikünstler der Putzlappen, denn sie beschmieren keine Wände, sie putzen sie und kreieren so ein Bild. Reverse Graffitikünstler haben sich das Schriftzug-auf-die-schmutzige-Windschutzscheibe

zur Kunst gemacht. Durchaus beliebt bei Umweltaktivisten.

Street Artists machen unsere Wände bunter und – meistens – schöner. Wer die Künstler von den Schmierern unterscheiden kann, nervt so manches Gekrakel jedoch umso mehr. Denn man denkt sich: Wenn sie schon auf der Straße malen wollen, warum dann ihr Talent und ihre Rebellion vergeuden? Denn auch schöne Bilder können anecken, fragt mal die Adbusters. Mal von Legal- und Illegalität abgesehen: Gerade hässliche Schriftzüge will sich keiner angucken und ziehen den Ruf richtiger Künstler runter, welche von Unwissenden in denselben Topf geworfen werden. Gesellschaftliche Anerkennung bekommen Street Artists wenig. Das ist auch kein Wunder: Einerseits wird auf private Hauswände gesprayt, andererseits wird ihnen keine legale Fläche geboten. Viel schöner wäre es – wie teilweise bereits praktiziert wird – Wandflächen öffentlicher Gebäude für Street Artists zur Verfügung zu stellen. Vorzugsweise an professionelle. Die Wand wäre wahrscheinlich so oder so irgendwann als Leinwand umfunktioniert worden. Doch „A.C.A.B." (All Cops Are Bastards) immer wieder und wieder überstreichen zu lassen ist zwecklos und teuer. Es gibt nämlich eine Regel unter Street Artists: Das Werk eines anderen wird nicht übergepinselt.



Ein bunter Strauß an Lebensmittelfarben

Was soll das "E" in meinem Pudding?

Text: **Bente Selpien**

13:45 Uhr. Seminarschluss. Endlich. Jetzt erstmal zu Penny, gerade mal 30 Minuten bleiben um hinzueilen, zu bezahlen und wieder zur nächsten Veranstaltung zu kommen. Aber zum Glück wird dieses Gehetze durch die Vorfreude und den letztendlichen Genuss des Lieblingspuddings belohnt. Herrlich, wenn dieser, natürlich fettarme, Vanillepudding langsam den Hals hinuntergleitet. Kurz vor Seminarbeginn ist dieses leckere Vergnügen allerdings auch schon wieder vorbei. Auf dem Weg zum Abfalleimer noch kurz der Blick auf die Liste der Inhaltsstoffe. Was soll schon allzu Schlimmes darin sein? Dass es sich nicht unbedingt um den am nachhaltigsten produzierten Pudding handelt, ist einem Leuphana Studenten ohnehin bewusst. Aber Moment mal! Was ist das denn? Bei den Inhaltsstoffen steht doch tatsächlich E123. Vorher nicht bemerkt und jetzt springt es einem förmlich ins Gesicht. In dem geliebten Pudding soll ein Zusatzstoff sein? Sind nicht viele E-Stoffe krebserregend? Aber anscheinend ja dennoch in Europa genehmigt, ansonsten dürften sie weder in Lebensmitteln verarbeitet werden, noch den Zusatz „E“ tragen. Aber sollte dieser Pudding jetzt auch von der nächsten Einkaufsliste gestrichen werden? Man muss das Krebsrisiko ja nicht wissentlich erhöhen. Also erstmal im Internet checken und die Nerven beruhigen.

Sind nicht viele E-Stoffe krebserregend?

Was bedeutet diese Kombination aus dem E und der Zahl? Das „E“ steht im Grunde einfach nur für die Zulassung in Europa und bedeutet so viel wie ‚edible' (= essbar, genießbar). Mit der Zulassung in Europa ist gesichert, dass dieser Zusatzstoff nicht gesundheitsschädigend sein darf, dass er technologisch notwendig ist, die Anwendung darf den Verbraucher nicht täuschen und vor allem unterliegt er den verbindlich festgelegten europäischen Reinheitsanforderungen. Das klingt ja so, als wäre zunächst einmal alles in Ordnung, aber was sagt denn technologisch notwendig bei Lebensmitteln aus? Kurz: die Lebensmittel sind ohne diesen Zusatzstoff nicht herzustellen oder die Qualität wird bedeutend durch den Zusatz verbessert: der Zusatz ist also generell notwendig für das Endprodukt. Jetzt muss noch geklärt werden wofür die 123 steht. Den Zusatzstoffen von E100-199 werden die Farbstoffe zugeteilt; E200-299 Konservierungsstoffe und E300-399 Antioxidantien. Allerdings gibt es bei diesem Raster natürlich auch Ausnahmen. Dies lässt sich darüber begründen, dass es einige Stoffe gibt, die zum Beispiel sowohl Konservierungsstoff als auch Antioxidant sind (z.B. E270, Milchsäure). E123 gehört damit zu den Farben unter den Zusatzstoffen und lässt sich somit regelkonform einordnen. Nun lässt sich an der Zahl allerdings nichts weiter ableiten. Die Reihenfolge der Zusatzstoffe wird nämlich durch den Zeitpunkt der Eintragung festgelegt und nicht durch zum Beispiel Gemeinsamkeiten in der Wirkung. Allerdings werden zum Teil einigen Zusatzstoffen die Zulassung in Europa wieder entzogen. Dies führt dazu, dass einige Nummern nicht mehr vergeben werden, da erneute Vergaben der Nummern verwirren könnten. Des Weiteren ist ein Zusatzstoff, der generell in Europa zugelassen ist, nicht gleich in jedem Mitgliedsland zulässig. So ist der rote Azofarbstoff E129 unter anderem in Dänemark und Frankreich nicht zugelassen.

Bei E123 handelt es sich um den Farbstoff Amaranth. Diesem wird unterstellt, dass er Hautallergien und Asthma auslösen kann. Jedoch konnten diese Vermutungen bisher nicht bestätigt werden. Der Pudding darf also vorerst auf der Einkaufsliste bleiben und in der nächsten Woche wieder die kurze Pause versüßen!

Die Macht der Smartphones

Der Einfluss medialer Realitäten auf unsere Gegenwart

Text: **Annika Glunz** Bild: **Julien Christ, pixelio.de**

Sonntagnachmittag. Berlin. U-Bahn. Ich sitze neben meiner Freundin, die ich lange nicht gesehen habe. Ich habe zehntausend Sachen im Kopf. Es ist viel passiert, seitdem wir uns das letzte Mal gesehen haben. Es gibt viel zu erzählen. Viele Dinge, die ich sie fragen möchte. Nur leider ist da etwas, das laufend unser Gespräch beeinträchtigt. Und ja, es ist leider ein Etwas. Ein kleines elektronisches Gerät, das noch nicht mal eigenständig fühlen oder denken kann. Eins, das dennoch die Macht zu besitzen scheint, sich permanent in unser Gespräch einzumischen und jeden Gedankengang zu unterbrechen: Ihr neues Smartphone. In ständiger Verbindung mit dem Internet (in diesem Falle mit facebook), flattern permanent Neuigkeiten aus dem Leben diverser „Freunde" überall auf der Welt über das Displayzu uns nach Berlin in die U-Bahn. Die Gegenwart dieser Menschen wird ein Stück weit zu unserer und hat in dieser meiner Empfindung nach zu viel Einfluss. „Guck dir mal das Foto an! Ricardo, den ich in Nicaragua kennen gelernt habe, ist gerade beim Bungee-Springen, kurz vor dem Absprung. Mann, ist das hoch, guck doch mal!", drängt mich meine Freundin, während die U-Bahn kurzzeitig oberirdisch fährt.

Ich möchte mir jedoch lieber die Sonne und die Stadt, die Menschen ansehen, die draußen an uns vorbeiziehen. „Oh nein, die schon wieder. Jetzt schreibt mir Maria, weißt du, mit der habe ich gerade ziemlichen Zoff. Warte kurz, ich zeige dir mal, wann es los ging. Hier. Das war vor drei Monaten. Lies' dir das mal durch. Das ist der Hammer, das glaubst du nicht!" Bitte, nein, das kann doch nicht ihr Ernst sein, denke ich. Nun soll ich mir also drei Monate facebook-Gespräche durchlesen, wo doch gerade ein ziemlich interessanter Typ dazu gestiegen ist und ich außerdem gern unser unterbrochenes Gespräch fortführen möchte. Erst, als ich meinem Frust über ihr blödes Gerät lautstark Luft mache, scheint meine Freundin wieder zu realisieren, dass es da noch eine andere Realität um sie herum gibt: Ihre eigene nämlich. Ihr eigenes Leben, von dem sie gerade große Teile zugunsten einer virtuellen Welt opfert. Sie fragt mich, wo wir denn gerade seien, entschuldigt sich des Öfteren für ihre Unaufmerksamkeit und beklagt sich anschließend ausgiebig über das Suchtpotential, welches dem Internet innewohne.

Doch ihr guter Wille hält nicht lange an. Kaum haben wir das Gespräch wieder aufgenommen, gibt das Ding einen erneuten Ton von sich. Sie versucht erst noch krampfhaft, gleichzeitig in beiden Welten zu bleiben, weiter mit mir zu reden und gleichzeitig zu lesen, was ihr aus der Welt des Internets mitgeteilt wird. Doch dann beginnt sie zu wanken – und kippt. „Neeeiin, das kann doch nicht wahr sein! Er hat es tatsächlich getan! Hätt' ich ja nie gedacht. Krass. Guck dir mal das Foto an. Ich glaub's nicht!", stößt meine Freundin hervor. Ihre Blicke haften jetzt fest auf dem Display ihres Smartphones, keine Chance, dass sie seitlich in die Bahn oder gar zu meinen Augen abschweifen könnten. Ich höre lieber der Band zu, die soeben die Bahn betreten hat und jetzt anfängt, auf selbst zusammen gebastelten Instrumenten zu spielen. Was ist schon ein vielleicht interessanter, für mich aber völlig wildfremder

> «Egal, wo man hinfährt, überall offenbart sich ein ähnliches Bild: Menschen, die gemeinsam unterwegs sind und deren Blicke auf die Displays ihrer Smartphones fixiert sind.»

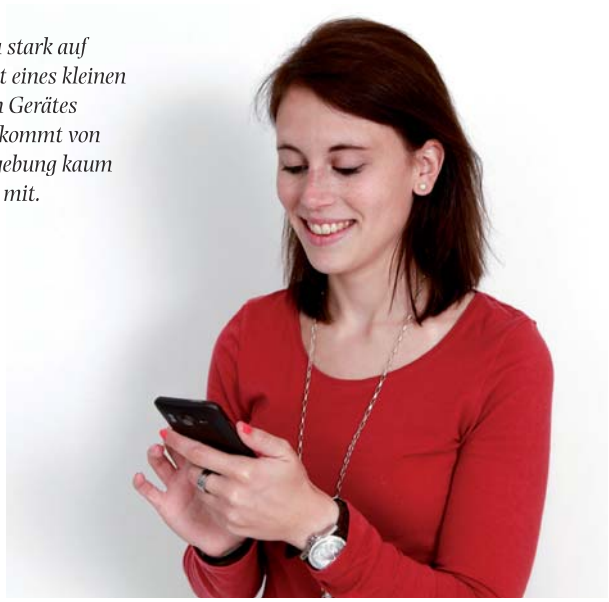
Mensch gegen eine Band, die direkt vor meinen Augen ihr Können zum Besten gibt und die nicht nur meine Augen, sondern alle meine Sinne beansprucht? Als ich meine Freundin auf die Band aufmerksam mache, steckt sie ihr Handy nun endlich weg und bittet mich später (bei einem Kaffee in der Sonne und längerer Smartphone-Abstinenz dank der kurzen Lebensdauer des Akkus) darum, ihr da „raus zu helfen". Dem unterschwellig ironischen Tonfall entnehme ich, dass sie es mit ihrem Vorhaben nicht so wirklich ernst meint. Immerhin bewirkt unser Gespräch, dass meine Freundin seitdem ihr Handy auf Flugzeugmodus stellt, wenn wir uns sehen – das schont nämlich auch den Akku.

Meine Freundin wird ihr zaghaftes Vorhaben, gegen ihre „Internet-Abhängigkeit" anzugehen, allein schon deswegen schwer umsetzen können, weil ihr Verhalten kein Einzelfall ist. Im Gegenteil: Es hat sich mehr zur Regel denn zur Ausnahme entwickelt. Egal, wo man hinfährt, überall offenbart sich ein ähnliches Bild: Menschen, die gemeinsam unterwegs sind und die sich gegenseitig bestimmt viel geben könnten. Ihre Blicke sind jedoch auf die Displays ihrer Smartphones fixiert und sie wischen wie wild mit ihren Fingern auf diesen Displays hin und her. Ihre Aufmerksamkeit scheint überall zu sein, nicht jedoch bei dem Leben, das sich gerade in dem Moment um sie herum ereignet. Sicherlich, die Entwicklung von der Entstehung des Farbfilms bis hin zur Möglichkeit des Empfangens und Zur-Verfügung-Stellens von (Live-)Videos aus aller Welt, hat etwas Unglaubliches, Beachtenswertes. Die Möglichkeit zu haben, mit so vielen Menschen aus verschiedenen Regionen der Welt und damit unterschiedlicher kultureller Herkunft nicht nur in Kontakt treten, sondern dies auch bleiben zu können ist großartig. Wir können dauerhaft am Leben der anderen teilhaben.

Es ist ebenso eine Freude zu sehen, dass die alte Grundschulfreundin, in die damals niemand Hoffnung gesetzt hatte, jetzt auf ihre Art und Weise Karriere macht oder wie mich das glückliche Strahlen auf dem Bild eines tollen Menschen erfreut, den ich vor einigen Jahren auf einer Reise kennen gelernt habe. Aber es ist eben genau das. Es ist nur das Bild dieses Menschen. Ich kann dort nicht erkennen, wie es ihm wirklich geht. Ich bin darauf angewiesen, seiner medialen Selbstdarstellung zu glauben. Auch wenn wir schreiben, kann ich ihn nicht sehen. Ich kann auch keinen Tonfall hören. Ich kann also an seiner Welt teilhaben und kann es gleichzeitig nicht. Da steht ein Vermittler zwischen uns, und zwar ein ziemlich mächtiger.

Und da ist noch etwas, was die Großartigkeit dieser Innovation sehr beeinträchtigt: Durch Internetkommunikation habe ich die Möglichkeit, immer und zu jeder Zeit über alle möglichen Dinge informiert zu werden. Jedes Mal aber, wenn ich in diese anderen Welten eintauche, kann ich gleichzeitig nicht mehr in meiner Welt sein, kriege vom Hier und Jetzt nichts oder nur sehr abgedämpft etwas mit. Und so passiert es dann, dass man wichtige Gelegenheiten oder einfach schöne, erfüllende Momente einfach verpasst, während man sich über den waghalsigen Bungee-Sprung eines Freundes auf der anderen Seite der Welt ereifert, von dem man noch nicht mal weiß, ob er sich tatsächlich ereignet hat oder ob er nur unter Zuhilfenahme technischer Mittel inszeniert wurde.

Diese Entwicklung hat etwas Beängstigendes. Sicherlich lässt sie sich nicht zurückdrehen, und das soll sie auch gar nicht. Es wäre doch sehr naiv und weltfremd, eine solche Forderung aufzustellen. Schließlich ermöglicht eine globale Vernetzung via Internet auch eine eigenständigere, unabhängigere Information über das aktuelle (politische) Geschehen und versetzt Menschen in die Lage, Perspektiven zu erweitern: sei es die individuelle, zukünftige Lebensgestaltung betreffend oder auch, um sich zu organisieren und sich gemeinsam mit Menschen überall auf der Welt für eine Sache stark zu machen und damit mehr erreichen zu können, als es ohne Internet auszumalen gewesen wäre. Trotz allem ist es ratsam, wachsam zu bleiben – um sein eigenes Leben nicht zugunsten medial konstruierter Identität(en) zu vernachlässigen und um das, was ganz unmittelbar im Hier und Jetzt passiert, mit allen seinen Sinnen wahrnehmen und genießen zu können.



Wer sich zu stark auf die Klugheit eines kleinen technischen Gerätes verlässt, bekommt von seiner Umgebung kaum noch etwas mit.

Farben hören & Worte schmecken

Text und Bild: **Eva Königshofen** Illustration: **Thea Hartig**

Hör, es klagt die Flöte wieder,
Und die kühlen Brunnen rauschen,
Golden weh'n die Töne nieder –
Stille, stille, laß uns lauschen!

Holdes Bitten, mild Verlangen,
Wie es süß zum Herzen spricht!
Durch die Nacht, die mich umfangen,
Blickt zu mir der Töne Licht.

Die Verse von Clemens Brentano strotzen nur so vor Sinneseindrücken und Pathos. Der Leser muss erst einmal auseinanderdividieren, welcher Eindruck hier mit welchem Sinn wahrgenommen wird. Bei näherer Betrachtung wird deutlich: Hier liegt absolutes Gefühlschaos vor. Da wird zur hörenden Rezeption optisch als golden wahrgenommener Töne aufgefordert, die dann auch noch zum taktilen Ereignis werden. Anders ausgedrückt: Brentano verdeutlicht dem Leser die außerordentliche Schönheit des Moments, indem er verschiedene Sinnesebenen vermischt. Dieses rhetorische Mittel nennt man Synästhesie. Gerade für die romantische Lyrik, deren Hauptthema unter anderem die Wahrnehmung des Göttlichen in der Natur (Pantheismus) ist, bietet sich dieses Stilmittel an. Die vom lyrischen Ich empfundene Überwältigung wird den Lesern dank der Synästhesien nachvollziehbar.

Ich will nun aber keinen Aufsatz über romantische Lyrik schreiben, sondern zeigen, dass eine Synästhesie nicht vorrangig ein rhetorisches Mittel ist, wie man es vielleicht aus der Schule kennt. Ich will vielmehr das Augenmerk auf Menschen legen, die jeden Tag mit einer solchen Vermischung der Sinnesebenen zu tun haben: die Synästhetiker. Das Wort Synästhesie lässt sich ableiten von den altgriechischen Worten syn (zusammen) und aisthesis (Empfinden). Es bedeutet, so steht es im Duden, die Miterregung eines Sinnesorgans bei der Reizung eines anderen. Dabei sind die Synästhesien nicht nur an die fünf Hauptsinne gebunden. Jeder hat schon die Erfahrung gemacht, dass ein bestimmter Geruch eine Erinnerung oder ein Gefühl hervorruft. Der Geruch von Vanillepudding mag so manchen für kurze Zeit in die Kindheit zurückversetzen. Bei Synästhetikern finden sich beispielsweise Phänomene wie das Farbenhören oder das Worteschmecken. Genauer bedeutet dies, dass mit einzelnen Klängen Farben assoziiert oder mit Worten verschiedene Geschmäcker verknüpft werden.

Das Farbenhören kann man sich in etwa so vorstellen: Ein Synästhetiker hört beispielsweise den Laut A und assoziiert damit ein helles Blau, das bei anderer Betonung des Lauts eine Violettfärbung annimmt. Natürlich kann sich jeder

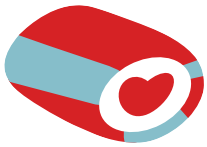
nach Lust und Laune überlegen, mit welcher Farbe er den Geruch von frischem Brot am ehesten beschriebe, würde er danach gefragt. Bei Synästhetikern lassen sich solcherlei Assoziationen allerdings nicht unterdrücken, sie entstehen unbewusst. Auch sind die Wahrnehmungen stets subjektiv.

Das Phänomen der Synästhesie gibt den Wissenschaftlern Rätsel auf. Es bestehen verschiedene Theorien, wie es zu diesem Phänomen kommt. Eine davon besagt, dass die Sehrinde des Großhirns beim Hören aktiviert ist, was das Farbenhören erklären würde. Die Wissenschaft geht davon aus, dass es bei jedem 2000. Menschen zu einer regelmäßigen Vermischung der Sinnesebenen kommt, mehr als 80 Prozent dieser Menschen sind weiblich. Relativ sicher ist, dass die Fähigkeit zur Synästhesie vererbt wird. Weitere Studien zeigen, dass Hochbegabung oder eine erhöhte Geräuschsensibilität bei Synästhetikern stark verbreitet ist. Gesteigerte Kreativität geht ebenfalls häufig mit regelmäßigen synästhetischen Erfahrungen einher. So waren viele Künstler bekennende Synästhetiker. Der Maler David Hockney oder Jimi Hendrix zählen dazu. Einer der bekanntesten unter ihnen war Wassily Kandinsky. Der russische Maler und Begründer der abstrakten Malerei schrieb in seinem Buch Über das Geistige in der Kunst (1912): „Helles Blau ist einer Flöte ähnlich, das dunkle dem Cello, immer tiefer gehend den wunderbaren Klängen der Bassgeige; in tiefer feierlicher Form ist der Klang des Blau dem der tiefen Orgel vergleichbar.“ - Also haltet die Augen gespitzt!

« Das Phänomen der Synästhesie gibt den Wissenschaftlern Rätsel auf. »

Einfache Wörter wie "Haus" werden beispielsweise mit Farben assoziiert

Neuer Farbklecks in Lüneburg



Die Lüneburger Bonbonmanufaktur

Text & Bild: **Yelena Zimdahl**

Ein kleines, süßes Städtchen in Dänemark, an dem das Meer gleich um die Ecke rauscht – dieses Bild hat man beim Betreten der Bonbonmanufaktur in der Lüneburger Innenstadt ganz schnell vor Augen. Dänemark war das Vorbild für die beiden Betreiber Hans und Sven Seelenmeyer. Genauer gesagt die dänische Insel Bornholm, wo sie jährlich ihren Urlaub verbringen und sich inspiriert haben. Seit dem ersten November vergangenen Jahres können nun alle Leckermäuler täglich sabbernd die Schaufensterauslagen der „Bonbonmanufaktur am alten Kran“ betrachten oder im Laden zuschlagen.

Drinnen lächeln einen Kisten voller Bonbons in allen Farben und Formen an, und sagen „Hier probier‘ mal mich! Ich bin so lecker und bunt!“ An der einen Wand stapeln sich Holzkisten mit Fläschchen, Gläsern und Tüten voller Süßigkeiten, Senf-Spezialitäten und Konfitüren. Täglich kann man in der offenen Küche dabei zusehen, wie die klebrigen Bonbonmassen zusammengerührt und zu Bonbons in allen Variationen frisch verarbeitet werden. Die Rezepte bestehen hauptsächlich aus Glucose, Zucker und Naturfarben. Laut den Seelenmeyers kaufen die Norddeutschen am liebsten die typischen Salmiakprodukte, wie zum Beispiel Lakritzbonbons. Die beiden Ladenbesitzer experimentieren gerne mit den Rezepturen und dabei kommen dann zum Beispiel exotische Curry-Kirsch-Bonbons heraus. Wer gerade nicht so viel Geld hat oder Bonbonpartys in den hinteren Reihen bei langweiligen Vorlesungen schmeißen will, der kann sich ja mal an folgendem Rezept für eine nicht ganz so ausgefallene, aber für Anfänger bestens geeignete Sorte selbst ausprobieren.

Der Eingang zur Lüneburger Bonbonmanufraktur

Schoko-Karamell-Bonbons

50 Gramm Schlagsahne
125 Gramm Butter
1 EL Kakaopulver
450 Gramm Zucker

- Eine Auflaufform (ca. 13 x 24 cm groß) mit Backpapier auslegen. Sahne, Butter und Kakao bereitstellen.
- Den Zucker in einer großen Pfanne bei mittlerer Hitze schmelzen lassen und gelegentlich umrühren.
- Wenn der Zucker keine Klümpchen mehr hat und etwa bernsteinfarben gebräunt ist, die Pfanne vom Herd nehmen. Sofort Sahne, Butter und Kakao unterrühren.
- Ständig weiterrühren, bis eine homogene Masse entstanden ist. Den flüssigen Karamell sofort in die Form füllen und abkühlen lassen.
- Karamell aus der Form stürzen und in etwa 50 Bonbons (ca. 1 x 3 cm groß) schneiden. Bonbons straff in beschichtete Folie einwickeln oder einfach gleich naschen.

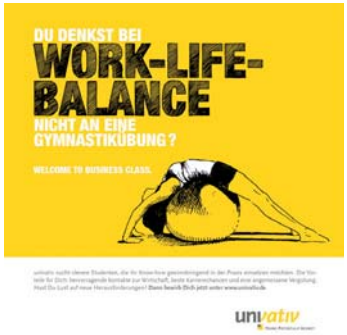
Univativ - Young potential's agency

Ein Unternehmen, das wie unser Hochschulmagazin heißt

Text: **Malindi Krannich** Bild: **univativ GmbH & Co. KG**

Wenn ich im Hörsaalgang, im Bibliotheksfoyer oder in der Mensa Flyer verteile oder eine größere Marketingaktion durchführe, komme ich häufig mit Studierenden ins Gespräch. Ich arbeite für das Dienstleistungs- und Beratungsunternehmen univativ GmbH & Co. KG, meine Flyer sind weiß-gelb und mit einem Traubenzucker beklebt. „Darf ich dir einen Traubenzucker anbieten?" Mit einem großen Lächeln im Gesicht erreiche ich, dass mir die Flyer abgenommen werden und sich die Beschenkten meist noch freundlich bedanken. Klar, Traubenzucker kann man immer gebrauchen. Vielleicht auch einen Werkstudentenjob dazu?

„Univativ, das ist doch die Hochschulzeitung, oder?" Wie oft wurde ich das schon gefragt und muss immer wieder dieselbe Antwort darauf geben: Ja, so heißt auch das Lüneburger Hochschulmagazin. Allerdings hat univativ, wo ich im Hochschulmarketing arbeite, mit diesem Magazin nichts zu tun: Die univativ GmbH & Co. KG bietet an neun Standorten in ganz Deutschland und auch einer Niederlassung in Hamburg-Altona Projekte für Studierende und Absolventen an. Wer auf der Suche danach ist, neben oder nach dem Studium Praxiserfahrungen zu sammeln und dabei auch noch eine attraktive Bezahlung zu erhalten, dem wird durch univativ eine einfache und unkomplizierte Möglichkeit des Einstiegs in die Arbeitswelt geboten. Studierende aus den Bereichen Business, IT und Engineering werden nach einer erfolgreichen Bewerbung in den Mitarbeiterpool von univativ aufgenommen. Durch einen regelmäßigen E-Mail-Newsletter oder die Jobbörse auf der Webseite kann man sich einfach über alle aktuellen Jobangebote informieren. Hat man Interesse an einem Projekt, nimmt man einfach über einen Klick Kontakt zu univativ auf, die dann versuchen, einen in dem Projekt beim Kunden einzusetzen. Außerdem kontaktiert univativ seine Mitarbeiter direkt und schlägt ihnen aktiv Projekte vor, die den individuellen Fähigkeiten entsprechen.



Entspannt an einen guten Job kommen.

Kontakt Büro Hamburg
Behringstraße 28a
22765 Hamburg
Telefon: +49 (0) 40 / 380 77 4 77-0
Email: hamburg@univativ.de

Es sind sowohl namhafte mittelständische als auch große, internationale Unternehmen und Konzerne, mit denen univativ zusammenarbeitet. Meist handelt es sich bei den zu vergebenden Beschäftigungen um Aufgaben innerhalb großer Projekte. Die Mitarbeiter von univativ begleiten diese und tragen aktiv zu ihrer erfolgreichen Durchführung bei. Eine flexible Zeiteinteilung, ein ortsnaher Einsatz sowie gute Bezahlung gehen dabei einher mit der Möglichkeit, Praxiserfahrungen zu sammeln sowie Kontakte in die Wirtschaft zu knüpfen und Netzwerke aufzubauen. Darüber hinaus bietet univativ seinen Mitarbeitern Weiterbildungsangebote in Form von fachlicher Weiterqualifizierung, persönlichem Coaching, Schulungen und Workshops an. Wenn Du neugierig geworden bist, Wirtschaftswissenschaften, (Wirtschafts-) Informatik oder (Wirtschafts-) Ingenieurwesen studierst, Dich selbst als eigenständig, flexibel, teamfähig, engagiert und motiviert bezeichnest, dann möchtest Du sicher mehr über univativ erfahren: Alle Informationen und noch viel mehr findest Du unter www.univativ.de

univativ GmbH & Co. KG auf einen Blick:

 # 1996 gegründet als studentische Unternehmensberatung an der TU Darmstadt

 # Neun Niederlassungen: Darmstadt (Hauptsitz), Düsseldorf, Hamburg, Karlsruhe, Köln, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart

 # Kunden: über 200 große und mittelständische Unternehmen aller Branchen

 # Mitarbeiter: mehr als 750 – zusätzlich ca. 7.000 qualifizierte Studierende, Absolventen und Young Professionals im „Young Potentials' Pool"

Die Nadel

Vom Schreiben und gelesen werden

Text und Bild: **Lilian Aly**

Der Plan: Univativ-Redakteurin trifft die HerausgeberInnen vom anderen Lager. Das andere Lager hat seine Zelte in einem HiWi-Büro aufgeschlagen und gibt seit kurzem „Die Nadel“ heraus, eine ebenfalls studentische und regelmäßig erscheinende Zeitschrift. Zugegeben, es wäre bestimmt spannend eine Geschichte im Stile „Süddeutsche versus Zeit-Magazin“ zu schreiben. Um es jedoch gleich vorweg zu nehmen: Dies wird kein Artikel über journalistische Konkurrenz am Campus.

Die Nadel möchte etwas Neues schaffen. Als kulturwissenschaftliche Zeitschrift für Kunst und Medien bietet sie allen, deren Zukunft „irgendetwas mit Schreiben“ zu tun haben wird, die Möglichkeit ihre Arbeiten zu veröffentlichen. Sie möchte den scheinbar natürlicherweise abgeschlossenen Raum Hausarbeit/DozentIn/StudentIn auflösen und Texte aus Schubladen herausholen. Gemeinsam mit den studentischen RedakteurInnen der Nadel werden die Hausarbeiten überarbeitet, gekürzt und dem Format der Zeitschrift angepasst. Angst vor kommalosen Absätzen und unverständlichen Begriffen braucht der Leser also nicht zu haben. Neben wissenschaftlichen Hausarbeiten enthält die Zeitschrift auch Kolumnen und Interviews. „Das hängt von den Einsendungen ab, die wir bekommen“, erklärt Mitherausgeber Fabian. So entstehen auch die Themen. „Der Medienschwerpunkt ist in diesem Heft noch nicht wirklich abgedeckt, in Zukunft sollen auch Bereiche wie Musik und Film mehr Aufmerksamkeit bekommen", so Fabian.

Und die Zeitschrift will noch mehr. Sie möchte zeigen, was die „Kuwis“ in Lüneburg machen. „Spannend wird es dann, wenn sich Studierende der Kulturwissenschaften von verschiedenen Unis austauschen.“ Die erste Ausgabe heißt übrigens „Kritik!“. Sie enthält unter anderem Kunstkritiken, Texte zum „Universal Penis Expander“ und zu Ernst Bloch. Vor allem aber stiftet sie dazu an, Kritik und unser Verhältnis zu ihr zu überdenken, oder sich überhaupt einmal mit ihr auseinanderzusetzen. Die Nadel ist ein Teilprojekt von acus, einem Projekt zur Theorie und Praxis des Schreibens und Publizierens. Die vier HerausgeberInnen Eva, Fabian, Sami und Frederik sind Master-Studierende der Kulturwissenschaften. Letztes Jahr sind sie nach Braunschweig gefahren, um dort Kunststudierende in ihren Ateliers zu treffen. Die Idee, ihre Kunstkritiken zu veröffentlichen, haben sie dann einfach mal ein bisschen größer gedacht. „Es hat schon eine ganze Menge Arbeit, Zeit und Nerven gekostet“, sagt Eva, „aber es hat sich gelohnt“. Das fertige Magazin wird auch über Lüneburgs Grenzen hinaus verschickt, einige Exemplare liegen sogar in Galerien in New York und Polen aus. „Dafür kümmert man sich doch gerne um alle anfallenden Bildrechte“, fügt Fabian augenzwinkernd hinzu.

Die HerausgeberInnen v.l.n.r Frederik, Fabian und Eva

Um neben dem Inhalt nicht die äußeren Werte zu vergessen muss noch festgehalten werden, dass „Die Nadel“ ausgesprochen gut aussieht. Das kleine orangefarbene Magazin wird übrigens für drei Euro im Plan B, bei UniBuch und online verkauft. Die nächste Ausgabe wird vermutlich vor den Semesterferien im Sommer herauskommen. „Die Leser sollen schließlich auch Zeit für die Texte haben!“

Warum heißt die Zeitschrift eigentlich „Die Nadel“? Mit der Nadel können wir die verschiedensten Dinge stricken. Sie ist irgendwie unangenehm. Sie ist ein Multifunktionswerkzeug, aber auch ein ganz einfaches Ding. Herauszufinden, womit diese und weitere Assoziationen in Zusammenhang stehen, bleibt jedem selbst überlassen. Fest steht, dass wir auf weitere Ausgaben gespannt sind. Als Kollegen, versteht sich.

Die abenteuerlichen Reisen des Sir Vival

Rüdiger Nehberg´s Aufbruch in eine bessere Welt

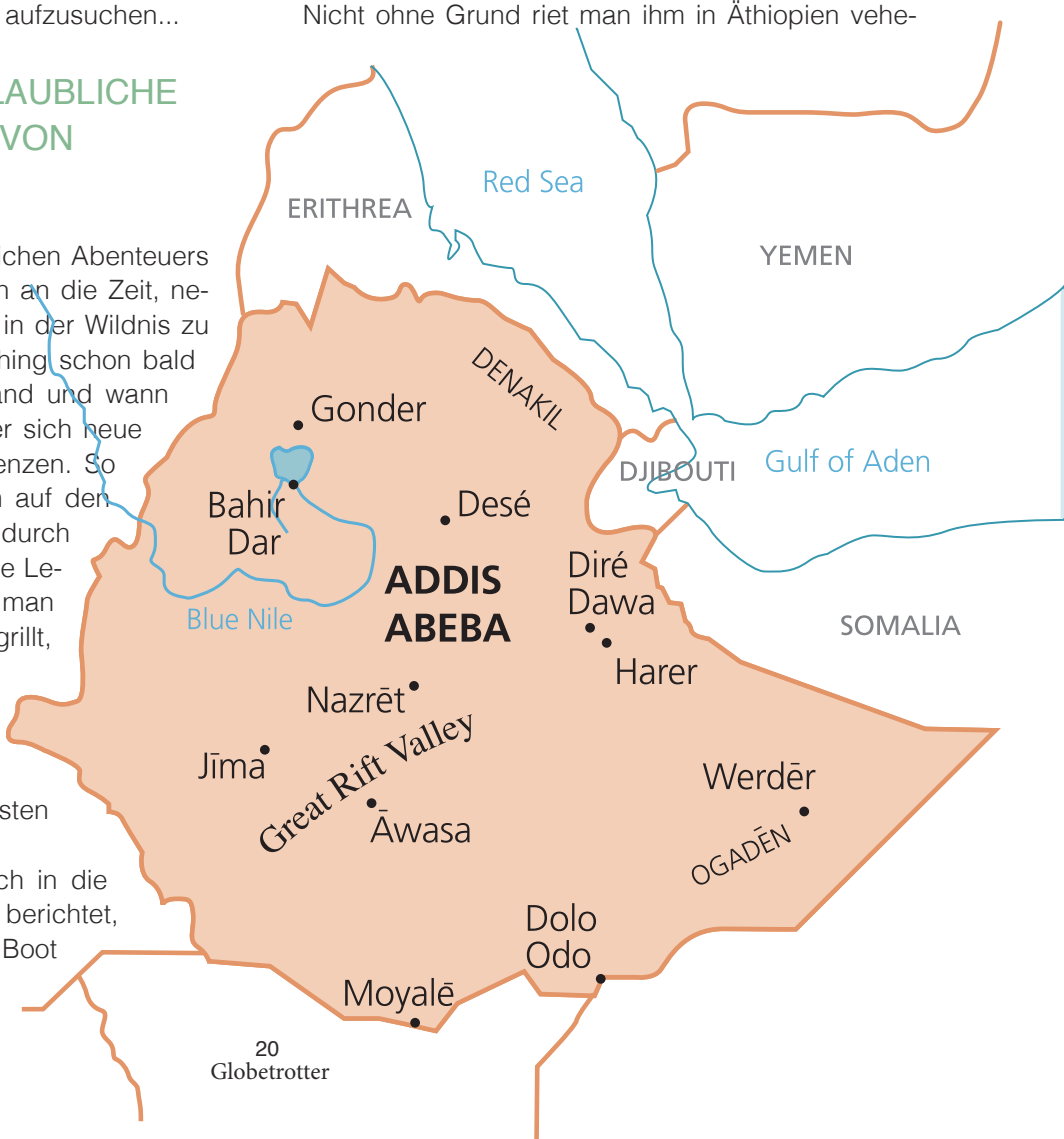
Text: **Charlotte Huch**

Es war einmal ein junger Konditor, der in Zeiten des Hungers und der Not mit viel Fleiß seine Brötchen in der großen Stadt verdiente. Schon damals trieb den Jungen eine unbändige Kreativität zu Neuem. Aus Hefe und Mehl, aus Marzipan und Zucker fertigte er die schönsten und leckersten Figuren. Er war bekannt für seinen Einfallsreichtum. Doch schon bald bemerkte der junge Nehberg dass das tägliche Backen zwar Sicherheit in den schwierigen Zeiten brachte, aber seinen Geist nicht erfüllte. Er sprühte nur so vor Tatendrang und Neugierde. Und so beschloss Rüdiger, ein Abenteuer aufzusuchen...

SO BEGANN DIE UNGLAUBLICHE LEBENSGESCHICHTE VON RÜDIGER NEHBERG.

Von der Idee eines unvergesslichen Abenteuers gepackt, nahm er sich von nun an die Zeit, neben der Arbeit das Überleben in der Wildnis zu erlernen. In seiner Backstube hing schon bald eine selbstgemachte Kletterwand und wann immer es ging, steckte Rüdiger sich neue Ziele und erforschte seine Grenzen. So machte er sich unter anderem auf den Weg um 1000 Kilometer quer durch Deutschland zu wandern – ohne Lebensmittel. Dort lernte er, wie man Würmer aus der Erde zieht und grillt, wie man Fliegen fängt und wie man mit der bloßen Hand ein Wildschwein jagt. Nehberg schnappte jeden Trick und jeden Tipp auf, um für seine ersten Reisen gewappnet zu sein.

Schließlich fiel ihm ein Buch in die Hände, das von einem Mann berichtet, der den blauen Nil mit einem Boot entlang fuhr. Da war es um Nehberg geschehen. Genau dort sollte seine Reise beginnen. Mit einem selbstgebautem Floß paddelten er und zwei weitere Männer wochenlang auf einem der gefährlichsten Flüsse der Welt. Zwar war ihr Floß gegen die täglichen Krokodilangriffe gewappnet, einheimischen Völkern aber blieben sie ausgeliefert. So geschah es, dass ein Freund und Begleiter Nehbergs von bewaffneten Einheimischen getötet wurde. Er und sein zweiter Begleiter konnte sich durch tagelange Flucht über den Fluss retten und die Angreifer schließlich stellen. Ein gefährliches Unterfangen. Nicht ohne Grund riet man ihm in Äthiopien vehe-



ment von der Expedition ab. Dieses Unglück lehrte Nehberg für seine weiteren Reisen. Von nun an versuchte er immer Einheimischen gegenüber so freundlich zu sein, wie irgend möglich. Zu dem bittet Nehberg nun immer um eine Durchreiseerlaubnis.

Rüdiger Nehbergs Abenteuerlust war endgültig geweckt. Seine Reisen führten ihn weiter in den Osten Äthiopiens – durch die Danakilwüste. Es hieß, dass noch kein Reisender die Wüste jemals durchqueren konnte. Die Hitze von bis zu 54 Grad ist eine große Gefahr. Außerdem sind die bewaffneten Wüstenbewohner für ihre Feindseligkeit gegenüber Fremden bekannt. Nehberg aber war von ihnen fasziniert. Er wollte herausfinden, ob sie wirklich so skeptisch gegenüber Fremden sind. Die natürliche Vielfalt, die man in der Danakilwüste antrifft, reizte ihn ebenfalls. Neben Salzseen und Steppenlandschaft, findet man dort auch speiende Vulkane und blubbernde Schwefelquellen.

Da aber in den 1980er Jahren in den benachbarten Ländern Äthiopien und Eritrea ein Bürgerkrieg herrschte, gelang es Nehberg nicht, eine Durchreiseerlaubnis zu bekommen. Er trat seine Reise somit illegal an. Nehberg und seine Begleiter beschlossen, unbewaffnet auf Expedition zu ziehen, um die Wüstenbevölkerung nicht feindlich zu stimmen. Stattdessen wurden sie von Nomaden begleitet, die ihnen wie Leibwächter auf Schritt und Tritt folgten.

Auf der viereinhalbmonatigen Reise durch die Wüste lernte Nehberg mehr über das Leben, als irgendwo sonst. Hingegen aller Prophezeiungen erfuhr er von der Wüstenbevölkerung eine Gastfreundschaft, die er so nie wieder erlebte. Bitterarm und trotzdem hilfsbereit und aufopfernd. Alle Lebensmittel wurden mit den europäischen Besuchern geteilt und drohte Gefahr, so stellten sich die islamischen Nomaden schützend vor die Gäste. Noch heute sagt Nehberg, dass diese Reise das wohl inspirierendste seiner Abenteuer war. Denn in der Hitze der Danakilwüste kam ihm die Idee, eine Menschenrechtsorganisation zu gründen.

PLÖTZLICH ÄNDERTE SICH NEHBERGS MOTIVATION.

Er wollte nun seinen abenteuerlichen Reisen einen Sinn geben – er wollte etwas verändern. Seine erste Mission führte in den Norden Brasiliens, wo das größte freilebende Indianervolk – die Yanomami-Indianer – lebt. Dort, im tiefen Dschungel, passierte Schreckliches. Entgegen brasilianischen Aussagen, dass das Indianervolk vom Militär geschützt wird, wüten dort Ausbeuter, die Menschen und Tiere umbringen, um Gold zu finden. Nehberg beschloss dem Volk zu helfen. Er machte sich im brasilianischen Dschungel, allein, fast nackt und unbewaffnet auf die Suche nach den Indianern. Mit einer Mundharmonika lief er tagelang durch die Wildnis. Er machte Musik um sich anzukündigen und um zu zeigen, dass er in Frieden kommt. Die Indianer verstanden ihn. Nehberg traf in dem Indianerdorf auf eine Welt ohne Hektik, Fortschritt, Zeit, sowie Arbeitslosigkeit – sogar Müll gab es keinen. Aber auch diese Welt ist nicht vor der Zerstörung des Menschen sicher. 65.000 Männer sind in dem Gebiet der Yanomami-Indianer auf der Suche nach Gold. Rücksichtlosigkeit und Habgier treiben sie dazu, die Natur, das Land und den Lebensraum der Indianer zu zerstören. Eiskalt werden Indianer, die sich in den Weg stellen, erschossen. Die Pfeile der Dschungelbewohner sind machtlos gegen die Technik der Moderne. Rüdiger Nehberg reiste zwischen 1980 und 2000 etliche Male zu den Yanomami-Indianern. Dabei überquerte er den Atlantik entweder mit einem Tretboot oder mit einem selbstgebauten Segelboot, das aus einem einzigen massiven Baumstamm besteht. Nichts konnte ihn davon abhalten, einem der letzten freilebenden Indianervölker zu helfen. Erst 2000 ist ein Erfolg erzielt: Der Druck auf die brasilianische Regierung erhöhte sich zunehmend, sodass ein akzeptables Friedensabkommen für die Indianer geschlossen wurde.

AUF DER SUCHE NACH EINER NEUEN AUFGABE KEHRTE NEHBERG NACH 35 JAHREN ZURÜCK IN DIE DANAKILWÜSTE.

Seine im Jahr 2001 gegründete Menschenrechtsorganisation TARGET hat es sich zur Mission gemacht, das Verbrechen weiblicher Genitalverstümmelung zu bekämpfen. Nehberg kennt die Zahlen und Fakten. Alle 11 Sekunden wird ein Mädchen verstümmelt. Diese 'Beschneidung' passiert meist auf grausamste und brutalste Weise. Zurück bei der islamischen Bevölkerung in der Danakilwüste erlebt Nehberg das Verbrechen hautnah. Er dokumentiert, wie kleine Mädchen festgehalten und geknebelt werden. Wie sie schreien, wenn ihnen Klitoris und Schamlippen abgeschnitten werden. Wie Schnüre die Oberschenkel umwickeln, damit die Vagina zusammenwächst. Und wie die Kleinen danach für ein Leben lang leiden. Wenn die Mädchen nicht an den Folgen des Eingriffes sterben, dann quält sie ein Leben lang das Laufen, Urinieren und besonders der Geschlechts-

verkehr. Ihnen wird die Würde genommen. Nehberg kann nicht glauben, dass in dem heiligen Buch des Islam – dem Koran – ein solch brutales Ritual vorgeschrieben wird. Und er hat Recht. In den heiligen Schriften des Islams wird mit keinem Wort erwähnt, dass man Frauen und Mädchen verstümmeln muss.

ABER DAS THEMA DER WEIBLICHEN BESCHNEIDUNG IST EIN ABSOLUTES TABU.

Es wird verschwiegen, ist aber gleichzeitig unausweichlich für ein Mädchen um zur Frau zur werden. Die Mütter freuen sich, sobald es für ihre Tochter soweit ist. Die Männer des Nomadenvolkes haben keine Ahnung, was genau passiert, wenn Mutter und Tochter im Hinterhof verschwinden. Rüdiger Nehberg erzählt es ihnen. Er zeigt Fotos. Die Männer brechen in Tränen aus, weinen um ihre Töchter, die so viele Schmerzen ertragen müssen. Nehberg gelingt es in dem Nomadenvolk der Danakilwüste ein neues Stammesgesetz zu beschließen. Sie wollen nie wieder ihre Mädchen verstümmeln. Es ist ein Anfang. Aber Rüdiger Nehberg will mehr. Zusammen mit den Scheichs und Sultanen, die ihm auf der Reise durch die Danakilwüste begegnet sind, gelingt es ihm auf der Leiter der Hierarchie zu den Muftis des Islams zu gelangen. Er trägt sein Vorhaben, den Islam von seinem schlechten Ritual der Genitalverstümmelung zu erlösen und das Verbrechen zu beenden, vor den Oberhäupten des Islams vor. Mit Geduld, Wille und Durchhaltevermögen gelingt es ihm eine Konferenz zu organisieren, bei der die zehn höchsten Gläubigen des Islams zusammensitzen und sich über die weibliche Genitalverstümmelung austauschen. Sie kommen zu dem Schluss, das Rüdiger Nehberg Recht hat. Genitalverstümmelung ist ein Verbrechen und zudem eine Sünde.

Mit der Erlaubnis des Islams ist Rüdiger Nehberg nun in der Welt unterwegs, um die Nachricht zu verbreiten. Er ist nicht aufzuhalten. Mit dem Ziel vor Augen, die Welt zu verbessern, wird Rüdiger Nehberg hoffentlich noch lange durch die Wüsten dieser Erde streifen.

AfrikaBurn

Die Wüste lebt!

Text: **Daria Radler** Bild: **S. Pape / P. Human**

Tankwa Town ist eine Stadt, die man im Atlas offiziell nicht finden wird. Und doch existiert sie. Für sechs Tage im Jahr wird die Karoo Wüste Südafrikas mit Leben gefüllt. Wo das restliche Jahr über gewaltige Aussichten über steinigen Boden bis zu massiven Bergketten zu bestaunen sind, entsteht nun – auf den ersten Blick ein wenig befremdlich – eine Farbenfusion aus bunt verkleideten Menschen, Staturen und Festivalzelten.

Ich arbeitete nach dem Abi ein halbes Jahr lang in einem Hostel im Herzen Kapstadts. AfrikaBurn war bereits Monate, bevor es losging, das Thema: Es wurde Geld gesammelt. Es wurde die Umsetzung unseres Themenzeltes geplant. Es wurden Verkleidungen und farbenfrohe Outfits zusammengestellt. Es wurden Filme geguckt und in Erinnerungen an die letzten Jahre geschwelgt – die Vorfreude wurde von Tag zu Tag größer. Ich erinnere mich noch gut an den Tag im späten April, an dem es endlich losging und daran, wie glücklich ich war, als ich meinen Rucksack in den Laderäumen des Trucks verstaute.

Einzupacken: Tickets, Essen, Trinken!

Endlich war der Overlandtruck, bepackt mit Zelten, Verpflegung und all unseren Dekorationsutensilien – es waren zahlreiche – startklar. An alles musste gedacht werden: Während die Tickets wohl ganz oben auf der Liste der mitzubringenden Dinge standen, da sie bereits Wochen zuvor ausverkauft waren und an den Eingängen nicht mehr verkauft wurden, musste vor allem genügend Trinkwasser und Essen mitgebracht werden. Wir fuhren über drei Stunden, bevor der Bus die gepflasterten Straßen verließ und auf Sandwege abbog. Auch als wir zwei Ticketkontrollpunkte inmitten der Wüste passierten, war das Camp noch immer nicht in Sicht. Erst als wir einen kleinen Hügel überquerten, tauchte Tankwa Town endlich am Horizont auf. Obwohl es an diesem Tag leicht nieselte und das Wetter sich nicht von seiner besten Seite zeigte, war die Stimmung davon nicht beeinträchtigt. Bevor wir das Camp erreichten, verließen wir alle noch einmal den Bus, um die Tradition aufrecht zu erhalten: Mit einer Metallstange sollten alle „Burn-Virgins“, die Neulinge des Festivals, die Metallglocken am Eingang läuten und die bevorstehende, magische Woche klangvoll einläuten. Der Zeltaufbau fand schließlich im Regen statt und als wir begannen, unser Themenzelt „Desert Magic“ einzurichten, stürmte und goss es in Strömen, sodass das komplette Lager innerhalb von Minuten mit Pfützen, ja regelrecht kleinen Seen übersät war. Es hätte wohlgleich der für 2012 angekündigte Weltuntergang sein können, doch ich blickte in strahlende Gesichter, wo ich auch hinsah. Am nächsten Morgen waren die Pfützen erstaunlicherweise fast komplett verschwunden und im Laufe

"Why on earth would you want to be like everyone else?" - Wünsche, Träume, Erwartungen und Erfahrungen

des Vormittags verzogen sich auch die letzten Wolken hinter den Bergen. Auch das Camp füllte sich rasant: Nachdem die letzten Festivalbesucher ihre Zelte aufgeschlagen hatten, erreichte die Stimmung ihren Höhepunkt und ebbte bis zur Abreise nicht mehr ab.

„Welcome to the real world“

Es war magisch: Die Kostüme, die Staturen, die vor Glück strahlenden Gesichter, die Geschenke, die Menschen sich gegenseitig machten. Was für die einen der Anblick wildgewordener Zivilisationsscheuender wäre, war für andere das Ausleben wahrer Lebensqualität: „Welcome to the real world“ verkündete ein Schild am Eingang des Festivallagers von AfrikaBurn. Es ist ein Ort, an dem gemeinschaftliches Leben über Geld steht, an dem man teilt, statt bloß zu nehmen, an dem man akzeptiert, anstatt zu urteilen. Ein Ort, der die Menschen auffordert, miteinander glücklich zu sein. Die Themenzelte waren in einem riesigen Kreis aufgebaut, während der Raum in der Mitte frei für die Staturen blieb, um den Bränden, denen das Festival seinen Namen verdankt, den notwendigen Platz einzuräumen. Besonders die Brände, die nach Sonnenuntergang stattfanden, waren unendlich beeindruckend, was es fast unmöglich macht, die empfundenen Gefühle in Worte zu fassen. Unbeschreibliche Kreativität, pure Lebensfreude, Energie und das Gefühl, jede Emotion ausleben zu können, die man in eben jenem Moment fühlte, das Wissen darum, genau die Person sein zu können, die man gerne sein wollte. Als die Hauptstatur, das Wappen des Festivals, am vorletzten Abend unter einem sagenhaften Sternenhimmel niedergebrannt wurde, standen wir zusammen mit allen 5000 Festivalbesuchern in einem riesigen Kreis und als die Statur schließlich in der Mitte zusammenfiel und in einem Funkenmeer auf den Boden stürzte, gab es kein Halten mehr: Wir alle schrien und jubelten, wir tanzten, fielen einander in die Arme, lachten, johlten und klatschten.

„Why on earth would you want to be like everyone else?“

Am letzten Abend gab es ein weiteres großes Feuer, auf das ich mich persönlich besonders freute. Während der Festivaltage konnten wir alle unsere Wünsche, Träume, Sehnsüchte, Sorgen und all die Dinge, die wir teilen oder loslassen wollten, auf einem riesigen hölzernen Tempel schreiben und malen, sodass es am Ende kaum noch freie Stellen gab. Die Organisatoren dieses Burns baten um eine stille Zeremonie, in der wir in uns gehen sollten, um die pure Schönheit des Feuers zu genießen und den darauf stehenden Worten den gebührenden Respekt zu schenken. Der Tempel stand innerhalb von Sekunden in Flammen und eine Hitzewelle trieb uns schlagartig einige Meter zurück, bevor wir uns wieder zurück in den Kreis um das Feuer setzen konnten. In einem Themenzelt hatten Menschen eine Postzentrale eingerichtet, sodass wir nicht nur Karten in die ganze Welt schicken konnten (sie kamen wirklich an!), sondern auch täglich eine Zeitung erhielten, die von Hand gedruckt wurde und uns über die jeweiligen Geschehnisse des anstehenden Tages informierte. Am meisten Spaß machte es jedoch, tagsüber ein-

fach durch das Camp zu schlendern und zu sehen, wo es einen letztlich hin verschlug. So endeten wir einen Morgen in einem kleinen Vorgarten, in dem Musik laut aus den Boxen dröhnte und wir tanzten, bis uns die Füße nicht mehr tragen wollten, wir fuhren mit sogenannten „Mutant Vehicles“, verkleideten Gefährten, die zugleich die einzig erlaubten rollenden Fortbewegungsmittel auf dem Festivalboden darstellten und an anderer Stelle sprangen wir Trampolin, bis wir fast umkippten. Ich bekam von einem vierzehnjährigen Mädchen ein wunderschönes Hennatattoo, jemand schenkte mir einen Stein in Form eines Herzen, wunderschöne selbstgemachte Ketten und Armbänder. Zusammen mit Svenja, die mich für einen Monat in Südafrika besuchte, bemalte ich im Gegenzug alle Gesichter mit fluoreszierender Farbe, die wir glücklicherweise noch vor der Abreise in Kapstadt gefunden hatten. So wurden wir von Tag zu Tag besser und kreativer und die gegenseitige Freude daran, Dinge auszutauschen und zu teilen, stieg jedes Mal ins Unermessliche. Die Woche war magisch und ging viel zu schnell vorbei. Einer Fata Morgana ähnlich verschwand das Camp nach einer Woche schließlich wieder und zurück blieb die leere Wüste – bis zum nächsten Jahr.

Hauptsache bunt: Während der Parade war das ganze Camp in Bewegung

In der Grauzone

Das Gefühl, die eigenen Worte in einem fremden Text zu finden

Text: **Hannah Fuhrmann** Bild: **Niklas Jarstorff**

„Ach, das merkt schon keiner, wenn ich hier ein bisschen und dort noch mehr übernehme! Wer wir das schon überprüfen?“ So denken viele.
Die letzten Abgänge der deutschen Minister haben gezeigt, dass Abschreiben uncool ist und böse endet. Eigentlich hat man das schon in der Schule mitbekommen, Abschreiben hat häufig in einer Sechs geendet. Die Medien und Zeitungswelt hat sich verändert und mit ihr vielleicht auch unsere Art des Recherchierens und Schreibens. Ist es nun heute in Ordnung erschienene Artikel fröhlich auszuweiden und in gepimpt zu veröffentlichen? Anscheinend schon. Der französische Dichter Paul Valéry hat einmal gesagt: „Der Geist stiehlt, wo er kann.“

Bisher hat mich das Thema wenig berührt. Jetzt bin ich selber Opfer vom Abschreiben geworden. Meine eigenen Worte und Zitate in einer anderen Zeitung zu lesen fühlt sich merkwürdig an. Falsch. Ungerecht. Die Lesenden mag es vielleicht nicht interessieren, wer die Gedanken und Sätze zuerst hatte, solange die Unterhaltung stimmt, ist alles gut. Ich konnte und wollte es nicht so stehen lassen. Zuerst sprachen die Co-Authorin und ich mit Freunden und Bekannten zu reden, die sich auskennen. „Verklagt sie!“ oder „Kann ich darüber in meinem Blog schreiben?“ waren die Antworten, die wir bekamen. Auf die erste Mail von meiner Seite antwortete die sogenannte Autorin mit: Ich hab einfach eine Geschichte geschrieben. Hallo? Wenn ich Faust abschreibe und als mein Werk ausgebe, habe ich dann auch eine Geschichte geschrieben? Am nächsten Tag schrieb sie, die Rechtsabteilung ihrer Redaktion würde es prüfen. Hui, das würde spannend werden! Keine Antwort. Fast zwei Monate blieb mein E-Mailkonto mit einer Nachricht von ihr leer. Meine Geduld war zerronnen und ich schrieb, wir würden nun die Lage veröffentlichen. Einen Tag später hatte ich meine Antwort. Es sei alles korrekt gewesen, laut Rechtsabteilung, sie hätte lediglich die Zitate benutzt, die von unseren Interviewten gesagt wurden. Naja. Das der Absatz vor unseren Zitaten in Stil und Inhalt nahezu identisch war, ließ die Rechtsabteilung unter den Teppich fallen.

Ist das heute üblich? Es scheint so. Wer faul und unkreativ ist, kann sich heute die schönsten Sätze und Wortspiele aus dem Internet besorgen. Ich werde trotzdem weiter schreiben. Es lohnt sich ja nicht aufzuhören. Sonst hätten die Faulen gewonnen. Nächstes Mal werde ich besser aufpassen und schneller reagieren. In diesem Fall bleibt das Gefühl, das etwas nicht richtig gelaufen ist.

„Wenn ich Faust abschreibe und als mein Werk ausgebe, habe ich dann auch eine Geschichte geschrieben?“

Wer kann, der kann.

Kein Mensch ist illegal (?)

Asylanten in Deutschland

Text: **Linda Lucille Schulzki** Illustration: **Thea Hartig**

Deutschland ist ein Sozialstaat. Da gibt es kein Drumherum, das ist nämlich im Grundgesetz mit einer sogenannten Ewigkeitsklausel festgelegt. Dass das so ist, ist richtig, aber nicht selbstverständlich, denn nicht jeder Staat – auch nicht jede Demokratie – hat so eine Klausel. Leider bleibt es auch in unserem Grundgesetz dabei. Wie der Sozialstaat auszusehen hat, ist nicht festgelegt. Als Sozialstaat nimmt Deutschland Asylbewerber auf. Da Asylbewerber aber nicht Staatsangehörige Deutschlands sind, stehen ihnen auch nicht die sozialen Rechte eines Deutschen zu. Sie werden nicht wie jemand behandelt, sondern wie nichts behandelt.

Die Flucht vorm Krieg...ein Verbrechen?

Ungeachtet ihrer eigenen Menschenrechtskonvention hat die EU veranlasst, dass Asylbewerber bei ihrer Ankunft in einem fremden Land inhaftiert werden dürfen. Die Flucht vor Krieg und die Suche nach Schutz und Freiheit wird damit als Verbrechen deklariert. Nach ihrer Ankunft ist es Asylanten verboten zu arbeiten. Ein Recht auf Sozialleistungen und medizinische Versorgungen haben sie nicht. Zwar hat das Bundesverfassungsgericht 2012 die Versorgung in Asylantenheimen als zu niedrig eingestuft, in der Praxis werden trotzdem nur provisorische Pflegepakete verteilt, in denen hauptsächlich Hygienemittel sind. Allein letztes Jahr gab es in Deutschland fast 80.000 Asylbewerber. Davon wurden circa die Hälfte abgelehnt. Dabei handelt es sich hauptsächlich um Flüchtlinge aus der Türkei, Iran, Irak, Afghanistan, Syrien und dem ehemaligen Jugoslawien. Im Vergleich zu unseren europäischen Nachbarn sind das geringe Bewerberzahlen. Das hat jedoch hauptsächlich geografische Gründe. Länder am Mittelmeer wie Griechenland, Italien oder Spanien sind für die meisten Flüchtlinge über den Meeresweg einfacher zu erreichen, als nördlicher gelegene Länder wie Deutschland.

> «2012 gab es in Deutschland fast 80.000 Asylbewerber.»

Das Wohl des Kindes hat Vorrang, oder?

Unter den Asylbewerbern finden sich jährlich hunderte Minderjährige, die ohne Erwachsene geflüchtet sind. In diesem Fall sind Minderjährige jedoch nicht alle unter 18, sondern 16 Jahren. 16-jährige Flüchtlinge werden wie Erwachsene behandelt und müssen sich eigenständig um Gerichtsverfahren, Papiere, Rechtsanwälte und so weiter kümmern. Allen unter 16 Jahren wird ein Vormund zugeteilt, der sich um ihre Belange kümmert und sie moralisch unterstützt. Allerdings kommt es häufig vor, dass Behörden den Minderjährigen unterstellen falsche Angaben zu machen: Viele, die angeben unter 16 zu sein, werden trotzdem als Erwachsene eingestuft. Dass diese Kinder keine Ahnung haben, welche Vorteile sie als Minderjährige bekommen und deshalb auch keine Motivation haben zu lügen, wird von den Behörden ignoriert. Deutschland gehört zu den Unterschreibern der UN-Kinderrechtskonvention, welche besagt, dass das Wohl des Kindes Vorrang hat. Leider gilt dies nicht für minderjährige Flüchtlinge.

Ausländerbehörden und Pro Asyl

Natürlich kann nicht jeder Asylbewerber aufgenommen werden, dafür gibt es einfach nicht die nötigen Kapazitäten. Aber darüber zu entscheiden

ist schwer. Grundsätzlich muss man sich klar machen, dass Flüchtlinge nicht hierher kommen, um sich vom Sozialstaat ernähren zu lassen. Sie fliehen weil sie in ihrem Heimatland nicht mehr überleben könnten. Wer glaubt, nur Flüchtlinge aus Kriegsländern hätten einen wahren Grund zu fliehen, der irrt. Die Menschenrechtsorganisation Pro Asyl berichtet von mehreren Einzelschicksalen. Darunter zählen menschenverachtende Regime, staatliche unterstützte Diskriminierungen, deutsche Behörden, die Gerichtsurteile nicht anerkennen und trotzdem Abschiebungen vollziehen. Es wurden bereits schwer traumatisierte Menschen, die eine psychologische Behandlung brauchen, abgeschoben. Auch beschnittene und vergewaltigte Frauen, wegen ihrer Religion Verfolgte und Kinder, die ein Leben lang auf der Flucht sind, wurden zurückgeschickt. Nicht einmal vor Familien hält so manche Ausländerbehörde inne. Auf rechtswidrigem Weg wurden bereits schwangere Frauen abgeschoben, während ihre Männer und anderen Kinder in Deutschland behalten wurden. Oder der umgekehrte Fall: Einer bosnischen Flüchtlingsfamilie aus Niedersachsen wurde der 18-jährige Sohn weggenommen, obwohl die Familie seit neun Jahren in Deutschland lebt. Die Mutter wurde aufgrund ihres Attests über eine psychologische Erkrankung doch nicht verhaftet. In diesem Fall konnte Pro Asyl jedoch eine Erfolg feiern: Inzwischen sind die beiden wieder in Deutschland vereint.

> «Wer glaubt, nur Flüchtlinge aus Kriegsländern hätten einen wahren Grund zu fliehen, der irrt.»

Es müsste genauestens von Fall zu Fall entschieden werden, aber das kostet Geld und Zeit. Sicherlich gibt es Fälle, in denen eine Abschiebung gerechtfertigt ist. Aber es gibt zu viele, in denen sie menschenverachtend ist. Aber auch eine Organisation wie Pro Asyl muss sich immer wieder von Fall zu Fall fragen, ob ein Flüchtling bleiben oder gehen sollte und kann sich in seinem Retterprofil auch mal irren. Neben Pro Asyl kann man sich auch an die Caritas wenden. Diese ist ein Wohlfahrtsverband der römisch-katholischen Kirche und bietet unter anderem auch Beratung für Asylbewerber an. Wer sich für Asylbewerber einsetzt, bewirkt bei anderen oft einen linksradikalen Eindruck. Aber man muss nicht besonders links sein, um zu verstehen: Kein Mensch ist illegal... eigentlich.

Wer mehr wissen will, kann sich über Ziele, Projekte und Unterstützungsmöglichkeiten der Caritas und Pro Asyl hier informieren:

http://www.caritas.de
http://www.proasyl.de

Zurück auf Los

Text: **Stefan Warnecke** Illustration: **Thea Hartig**

Schwarz ist sie, die unendliche Endlichkeit. Doch dann geht der Vorhang auf und die Revue beginnt, mit blendend hellem Licht, gerade so, als würde man in einen flackernden Projektor blicken. Erst sind die Stimmen gegen das Flirren ganz leise. Dann werden sie immer lauter und bitten sie, nicht zu sterben. Margarethe ist empört. Wieso sterben?

Es reißt sie aus dem Licht hinein in ihren Körper, der, halb sitzend und liegend, auf der Rückbank eines Kleinbusses in sommerlicher Stauhitze auf der Autobahn brütet. Der Schmerz in der Brust vergeht. Langsam sinkt Margarethe wieder in eine aufrechte Position, der Fahrer klettert zurück auf seinen Sitz. Einige Minuten vergehen, dann kündigen leuchtende Warnblinker den Anfang des Staus an, sie können ihre Fahrt fortsetzen ...

Im Heim fühlt sie sich schon wieder besser, aber die Zeit dort vergeht nur langsam. Nach einer gefühlten Ewigkeit, in der sie immer mehr an Stärke gewinnt, kommt endlich Vanessa. Sie holt sie wieder zurück nach Hause ...

Vanessa sagt, Margarethe müsse ins Heim, doch die Qual war vor den Worten und vergeht, sobald sie ausgesprochen sind. Jetzt gibt es nicht einmal mehr eine Erinnerung daran und das ist gut so. Ihre Tochter räumt die letzten Teile aus dem Koffer in den Schrank, den Möbelpacker gerade hereingetragen haben. Alles ist wieder an seinem Platz, wo es hingehört. So wie Margarethe ...

Herberts Beerdigung folgt ein paar Jahre früher, und als man den Sarg aus der Grube hievt, fühlt sie die Splitter ihres Herzens deutlich in der Brust. Als sie sich in ihre Lunge bohren, droht Margarethe an ihnen zu ersticken. Doch mit jedem Atemzug geht es ihr ein wenig besser, bis zu dem Punkt, an dem Herberts Tod Gewissheit wird, der Krebs nicht mehr therapierbar, und sie auf ihre letzte gemeinsame Kreuzfahrt gehen. Aber das wissen sie dann schon nicht mehr. Während Herbert Margarethe von hinten umarmt und sie auf die Fjorde Norwegens hinausblicken, lachen sie über einen Witz, den er ihr dann ins Ohr flüstert. Herbert meint, jetzt wäre er bereit zu sterben ...

Sarah wird auswandern, in die USA. Margarethe freut sich, wird sie ihre Enkelin jetzt doch wieder öfter sehen. Auch Vanessas Laune bessert sich, schließlich kehrt ihre Tochter in den Schoß der Familie zurück. Sarah zieht zurück nach Hamburg, macht ihr Studium und ihr Abitur, wird wieder das Mädchen mit Spange im Haar und aufgeschürftem Knie. Sie reitet auf Opa Herberts Schoß, jauchzt und kann es gar nicht erwarten, dass der Reiter Hoppe Hoppe macht nach dem Plumps. Sarahs Geburt raubt Margarethe dann noch mal den Atem, aber als Vanesses Bauch immer flacher wird, ist sie schon wieder vergessen ...

Vanessa will nie heiraten, ihre wechselnden Männerbekanntschaften sind Margarethe ein Dorn im Auge. Ihre Tochter reibt den flammenden Abdruck von Margarethes Hand von ihrer Wange. Tränen laufen ihr trotziges Gesicht hinauf. Sie will abtreiben, kein Heimchen am Herd werden, so wie ihre Mutter. Dann ist der Streit vorbei und sie trinken Kaffee zusammen. Vanessas Lieblingskuchen steht auf dem Tisch, von dem Margarethes Tochter noch ein erstes nach dem zweiten Stück isst. Heute kommt Vanessa zu Besuch, am Telefon scheint sie etwas zu bedrücken ...

Das Haus fühlt sich so leer an ohne Vanessa. Margarethe sieht dem Kleinbus nach, der vor ihrem Haus hält und aus dem ihre Tochter steigt, eine Kiste mit Büchern für die Uni im Arm. Sie zieht angeblich zu einer Freundin, aber Margarethe ahnt, dass es ein Kommilitone ist. Sie wird es Herbert nicht erzählen, aber in ein paar Tagen hat sie Vanessa zusammen mit dem jungen Mann in der Stadt gesehen, Arm in Arm. Dann weiß sie nicht mehr, wieso das Leben mit Vanessa unter einem Dach so anstrengend sein muss. Ihre Stimmungsschwankungen während der Pubertät sind kaum zu ertragen. Als sie eines Morgens mit Angst in den Augen und einem roten Fleck im Bett aufwacht, der in der Nacht zuvor verschwindet, weiß Margarethe, dass ihre Tochter nun wieder ihre Freundin sein wird ...

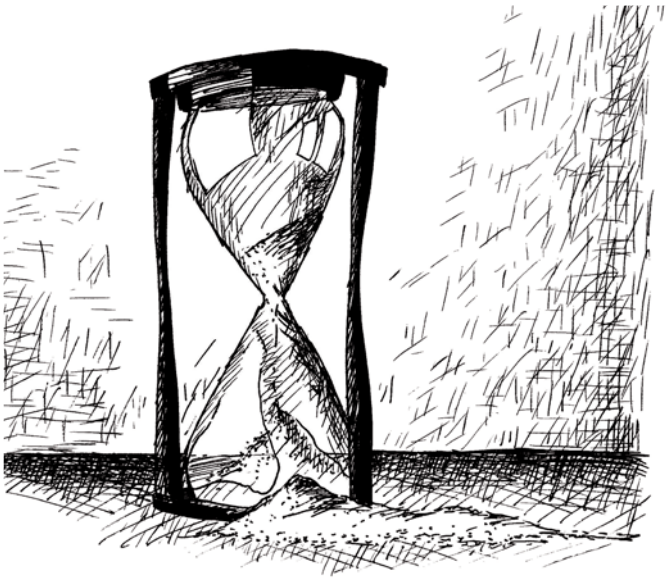
Der erste Schrei ihrer Tochter! Dann beginnen die Wehen und Margarethe presst so gut es geht,

stundenlang. Herbert kommt herein, wird aus dem Zimmer geschickt und setzt sich auf den Stuhl neben ihr Bett. Seine Hand fühlt sich zerbrechlich an in ihrer, aber es ist der Schmerz der Geburt und der Anstrengung, die durch ihre Finger hindurch seine zu zermalmen drohen. Er muss den Ehering wieder aufstecken, so fest lässt Margarethe seine Hand los. Als sie nach Hause kommen, steht die gepackte Tasche immer noch auf der Kommode am Bett. Margarethes packt sie wieder aus, Tage, bevor ihre Fruchtblase platzt ...

Sie sind nun Mann und Frau, Margarethe und Herbert, stecken ihre Ringe ab und sagen beide mit Gottes Hilfe, ja. Dann stellt der Pfarrer ihnen die Frage und hält seine Ansprache an die Gemeinde. Margarethe ist immer noch schlecht und muss sich konzentrieren, als sie an Herberts Seite in die Kirche ausmarschiert. Früher wird sie sich, noch bevor sie sich das Brautkleid ausstreift, erbrechen müssen. Die Vorbereitungen gehen ihrem Anfang entgegen. Ihr unehelich gezeugtes Kind überzeugt auch die konservativen Eltern Herberts, der Hochzeit zwischen ihrem Sohn und der Tochter einer verarmten Kriegerwitwe zuzustimmen ...

Keuchend liegen sie nebeneinander in der Dunkelheit, dann rollt sich Herbert wieder auf sie. Die Seligkeit weicht der Ekstase, die langsam abklingt. Herbert ist zärtlich und umsichtig. Sie spürt ihn. Da, vor dem Schmerz. Dann wächst die Angst. Für sie ist es das erste Mal, für ihn sicher nicht. Er flüstert ihr ins Ohr, dass er sie will, streicht ihr die Haare in den Nacken, schiebt die Hand unter ihrer Bluse hervor und drückt sie vom Bett hoch. Sie küssen sich, das erste Mal bei Licht und ohne Aufsicht. Seine Eltern wären im Theater, begrüßt er sie an der Tür. Endlich sieht sie ihn wieder ...

Das Leben ist erst so kurz und wieder stehen Margarethe alle Türen offen. Ihre Mutter rät ihr, etwas daraus zu machen. Sie selbst hat rissige Finger vom Trümmer räumen. Abends geht sie erschöpft aus dem Haus und schmeißt den ganzen Tag verwertbare Steine zurück auf die Haufen, die mal Häuser waren. Doch dann wird ihr Rücken wieder gerade und die Ruinen wieder Häuser. Der Krieg ist im Gange und aus Margarethe wird Grete. Ihre Welt schrumpft auf ein Dreirad zusammen, einen sich im Sommerwind wiegenden Apfelbaum mit Schaukel; auf eine Puppe mit Porzellangesicht, deren Nase und Finger abgestoßen sind. Ihr Vater kehrt von der Ostfront zurück, doch sein Gesicht wird auch zuhause am Küchentisch nicht deutlicher. Sie hat nur Augen für die neue Puppe, die er ihr schenken wird. Dann verschwimmt langsam auch das Gesicht ihrer eigenen Mutter, wird undeutlicher. Bald erkennt Grete sie nur noch am Geruch, der Stimme und der zarten Hand, die sie streichelt und immer für sie da zu sein scheint. Dann vergeht auch das und nach ihrem Schrei bleiben nur zwei Herzschläge, der eine laut und stark, der andere immer schwächer werdend. Der Vorhang zieht sich zu, das Licht geht aus. Das Leben spendet Applaus.



Regenflocken

von Pierre August

Müdigkeit bemächtigt sich
Schleichend meiner Sinne
Und vernebelt den Verstand,
Obgleich ich nie verstand

Ist die Schöpfung nun Produkt,
Oder produziert sie selbst?
Ist der Schöpfer nun erschöpft,
Oder der Wahrheit Instrument?

Ich gebe meinen Geist frei
Lasse nur die Willkür walten
An einem Ort, an dem der Start
Vom Ziel gemeuchelt wurde

Hier schließt sich nun der Kreis

Weder Klage noch Prozess
Erwartet einen Herrscher
Wenn die Scharen vor dem Palast
Die Revolution verkünden

Fließen oder stehen wir
Sind wir nass oder gar trocken
Da der Himmel weiter schweigt
Essen wir die Regenflocken

Nichts ist dort, wo es hingehört
Doch fühle ich mich erhellt
Wenn ich stolz der Welt verkünde
Ich wollte gar nichts sagen

I.

da geht sie
Straßen entlang
den Kopf im Nacken

der Himmel an diesem Ort
ist derselbe Himmel
wie der über Frankfurt
wie der über Berlin

zwei krakeelende Herzen
fressen die Bläue der Stunde

den Kopf so voll
voll von

Überfluss
Überdruss
Übermut

aus Höhenflügen
stürzt sie
hinunter
in die Welt
macht sie sich zu eigen
ach so willig
eignet sie sich an
was nicht ihr gehört

da steht sie
hört nichts als

Gedankenrauschen
Funkstille

ein letzter Zug
ein letztes Glimmen
Pose

II.

ertrunken ihr Blick
gen Himmel
sie weiß
das ist Kitsch zum
anfassen reinbeißen lange kauen
denn zäh ist er

schließlich
schluckt sie
runter
spuckt sie
aus

da liegt er
der letzte Rest
auf dem Kopfsteinpflaster
das sie selbst zusammengepuzzelt hat
aus den zu vermeidensten aller Metaphern

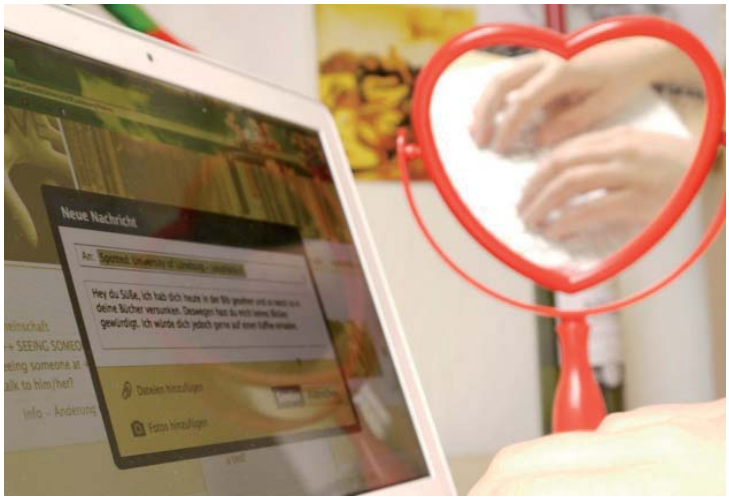
Mosaik in ihren Ohren

Von Lisa Reichert

Univativ testet: Spotted Leuphana

Text: **Charlotte Huch** Bild: **Kristina Heller**

Auf einmal war es da. Es kam aus dem Nichts und es schleppte alles und jeden mit sich. Niemand kann es umgehen. Es verfolgt einen egal wohin man geht. Die Spotted - Epidemie ist ausgebrochen. Die Idee, auf einer Facebookseite anonym Kontaktanzeigen aufzugeben, soll aus dem schottischen Glasgow stammen. Mit einer unglaublichen Geschwindigkeit breitet sich die Kuppelseite auf die Universitäten weltweit aus, später auf Schulen, öffentliche Verkehrsmittel und Supermärkte. Ja sogar das verschlafene Städtchen Lüneburg hat das Phänomen Spotted erreicht. Aber was ist dran an der Idee? Kommen die Kennlernversuche an, oder ist das altbewehrte Ansprechen die bessere Lösung? Stündlich zeigt mir die Facebook-Seite Spotted Leuphana neueste Einträge an. Waren es am Anfang noch schüchterne Versuche, die schon lang gesichtete Traumfrau anzusprechen, werden es immer mehr semi-seriöse Machosprüche und sarkastische Aufrufe. Läuft die Idee, Menschen über Facebook zu verkuppeln, in die falsche Richtung?



Ich mache den Selbsttest. Mit meinem Laptop ausgestattet setzte ich mich in die Bibliothek der Uni. Es ist voll, die Klausuren stehen unmittelbar bevor. Die Mädels kichern und stolzieren den Flur auf und ab. Muss man wirklich mit 12-cm-Absätzen lernen? Das Spotted-Fieber geht rum. Sie alle wollen sich einmal in den anzüglichen Einträgen wiedererkennen. Ich logge mich ein und tippe. Ich tue so, als ob ich ein männlicher BWL-Student aus dem fünften Semester wäre. Kurz beschreibe ich mein Aussehen und wo ich gerade in der Bibliothek sitze. Dann beschreibe ich eines der Mädchen in unmittelbarer Nähe und frage, ob sie sich später auf einen Kaffee treffen will. Schon nach kurzer Zeit geht das Getuschel los. Nervös blickt das besagte Mädchen um sich, auf einmal scheint sie schüchtern zu sein. Ein bisschen rot wird sie auch.

Ich schreibe in den nächsten Tagen noch weitere Einträge. Vielen Leuten auf Facebook gefällt das und meinen die gesuchte Person wiederzuerkennen. Aber keiner der beschriebenen Jungs und Mädels meldet sich persönlich auf meine Anfrage. Zu einem Treffen kommt es erst Recht nicht. Ich vermute, dass sich Spotted verselbstständigt hat. Dadurch, dass jeder alles was er will zu einem Beitrag formulieren kann, hat keiner mehr die Kontrolle darüber, in welche Richtung das Ganze läuft. Spotted Leuphana folgt eindeutig einem nicht mehr ernstzunehmenden Weg. Zu viele Einträge waren eindeutig sarkastisch und als Scherz gemeint. Klar, dass da kein Platz mehr ist, für diejenigen, die wirklich jemanden kennen lernen wollen. Und die, die sich angesprochen fühlen, trauen sich nicht mehr, sich zu melden. Zu groß ist die Unsicherheit, ob der Beitrag ernst gemeint war oder wieder einmal bloß ein blöder Scherz. Das ist zumindest meine Vermutung. Denn selbst die Mädels, die in der Uni so rumlaufen, als ob sie 24 Stunden am Tag feiern würden, um endlich gespotted zu werden, scheinen zu einer Kontaktaufnahme nicht bereit zu sein.

Pleasantville - Zu schön, um wahr zu sein (1998)

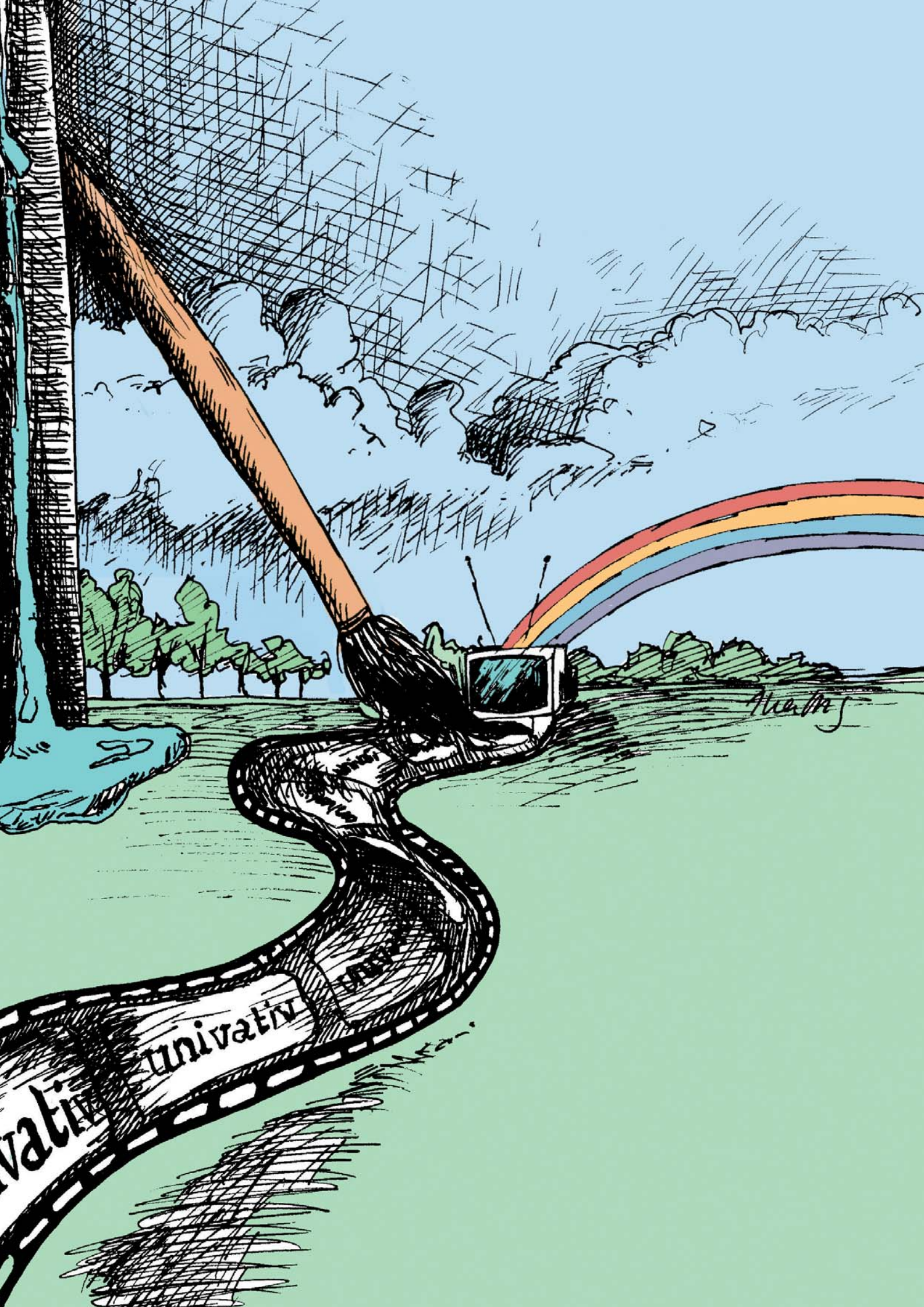
Zwei Teenager, David und Jennifer, in den 90er werden durch eine magische Fernbedienung in eine Soap Opera der 50er gesogen. Die Welt in Pleasantville ist in Schwarzweiß gehalten, die Bewohner unschuldig naiv. Alles ist beherrscht und perfekt. Die Sonne scheint immer und es gibt niemals Probleme, bis Jennifer anfängt die Regeln zu brechen und sich alles ändert. Langsam breitet sich Farbe in der schwarzweißen Welt aus. Die Bewohner reagieren unterschiedlich. Individualität und Freiheit werden geschmeckt, aber es formiert sich gleichzeitig auch ein Widerstand. „You can't stop what's inside you!" , offenbart David.Was zunächst abstrus erscheint, entwickelt sich zu einer nahegehender Parabel auf unsere heutige Gesellschaft. Einig Geschäfte bringen Schilder mit „No Coloured" an. In dem Umgang mit der Farbe wird deutlich wie auch wir heute auf Andersartigkeit reagieren. Den eigenen Weg zu gehen kostet, aber es ist befreiend.

Hannah Fuhrmann

«We are the reckless, we are the wild youth»

„Chasing visions of our futures / One day we'll reveal the truth / That one will die before he gets there." Es geht um Jugend, Leben und viel um Liebe. Mit ihrer klaren Stimme und eingängigen Texten, zieht Elena Trova alias Daughter den Hörer in die melancholischen Atmosphären ihrer Songs. Daughter begann als ihr Soloprojekt, dem sich der Gitarrist Igor Haefeli und der Drummer Remi Aguilella anschlossen. Die 2010 in London gegründete Band brachte im Jahre 2011 zwei EP's - „The Wild Youth" und „His Young Heart" - heraus. Im März 2013 folgte das Album „If you leave". Daughter ist zum Träumen, zum Weinen, zum Nachdenken. Ohne kitschig zu sein ist ihre Musik, um es mit schlichten Worten zu verpacken, wirklich wunderschön und geht direkt ins Herz. Und auch wenn das jetzt wiederum kitschig klingt: Selten habe ich ein Album gehört, in dem nahezu jeder Song so in mein Innerstes greift. Nichts für jene, die keine melancholische, ruhige Musik mögen, aber für alle, die sich gerne in diese hüllen.

Julia Forgacs


univatin